



Nach Südwestafrika.

# Nach Südwestafrika.

## Erlebnisse aus dem Hererokrieg

nach Briefen von Mitkämpfern.

Von

A. v. Tiliencron.



Stuttgart, 1906.

Verlag von S. F. Steinkopf.

517/10064

Gedruckt in Stuttgart  
bei J. f. Steinkopf.

Steinkopf & Co. J.  
Frankfurt/Main

48/5207

## 1. In Farm Karlsdorf.

Zu der Zeit kurz vor dem Aufstande im Hererolande, Anfang Januar 1904, hatte noch alles anscheinend im tiefsten Frieden im Damaralande gelebt. An einzelnen Orten waren wohl einige Widersetzlichkeiten der Schwarzen vorgekommen, aber darin hatten nur wenige den Grund zu irgend welcher Besorgnis gesehen.

Wenn hier und da sich eine warnende Stimme erhoben hatte, die da meinte, daß den Hereros doch nicht unbedingt zu trauen sei, so hatte das keiner so recht glauben wollen, denn die Hereros hatten es gut verstanden, ihre innersten Gedanken und Absichten vor den Deutschen zu verbergen.

Die ahnten nichts davon, weder Farmer, noch Schutztruppener, noch Missionare, daß sich eine kleine Partei von Großleuten zusammengeschlossen hatte, junge Kapitäne und Söhne der Alten, die in aller Stille den Aufstand planten, von dem die Masse der Hereros, vor allem die sogenannten Feldhereros, wohl zuerst ebenso wenig wußten wie die Weißen.

Neußerlich schien bei den Schwarzen alles seinen gewohnten Gang zu gehen, sie hielten auch fest an ihrer beliebtesten Lebensart „Dmeire“) trinken ist besser als Dr-

\*) Ihre säuerliche Dickmilch.

log \*) machen," aber das war nur ein Mittel gewesen, um die Deutschen in Vertrauensseligkeit zu wiegen.

Im Norden der Kolonie, zwischen Dabi und Grootfontein lag die Farm Karlsdorf, ein schlechtes Haus unter dem Wellblechdach. Die Steine zum Bau waren von kunstloser Art, ein Mittelbing von Lehm und Sand, dessen Bindestoff der Termitenhügel\*\*) hatte hergeben müssen. Die Sonne hatte sie dann getrocknet und Dilettantenhände sie über einander gefügt. Aber der Bau stand, er gab den Arbeitsfreudigen ein Dach über den Kopf und schützte sie vor Sonnenglut und Wettersturm. Das hätte genügt für afrikanische Verhältnisse, doch hier war auch noch der Versuch gemacht, das Heim zu schmücken, und dabei zeigte sich die Geschicklichkeit eines deutschen Handwerkers und sein deutscher Sinn für Haus und Zimmerschmuck, sowie das ausgeprägte Verlangen, die Umgebung so hübsch und behaglich wie möglich zu gestalten. In die grün angestrichenen Fensterläden waren Herzen ausgeschnitten, über der Tür und an der Holzveranda entlang laufend war Schnitzwerk angebracht, und die Möbel im Hause, wenn sie auch äußerst einfach waren, zeigten doch einen gewissen Kunstsin. Seitwärts der Farm lag der Viehkaal, Dornen bildeten ein schützendes Gehege darum und umzäunten die stattliche Viehherde, den Stolz des Besitzers. Ein großer Dornbaum, jetzt mit unzähligen Blüten bedeckt, stand schattenspendend vor der Tür, und die Bank darunter mit der geschnitzten Lehne sah einladend genug aus.

Auch ein kleiner Garten war bei der Farm. Man sah, wie viel Mühe sich der Besitzer gegeben hatte, hier heimische Pflanzen zu ziehen, alles war mit Liebe und Sorgfalt gepflegt, aber viel Arbeit mußte das gekostet haben, und so recht wollte es mit dem Gemüse noch nicht vorwärts

\*) Krieg.

\*\*) Die hohen Ameisenhaufen drüben.

gehen, nur die Kartoffeln schienen guten Erfolg zu versprechen.

Farm Karlsdorf hatte der Tischlermeister Wendelow mit seinen beiden Söhnen erbaut, als er vor drei Jahren mit seiner ganzen Familie aus Deutschland herüberkam und dies Stück Land hier erwarb. Es hatte Wasser und gutes Weideland, war für wenig Geld angekauft und versprach reichlich schaffenden Händen einen guten Lohn ihrer Mühe. Wendelow war eine tüchtige Kraft und seine Söhne nicht minder, so ging es denn zusehends vorwärts. Die Frau hatte Wendelow freilich hier sehr bald begraben müssen, er hatte ihr ehrlich nachgetrauert, aber die angestrengte Arbeit, um vorwärts zu kommen, ließ ihm wenig Zeit zu grübelnden Gedanken. Unnützes, seine Töchter, hatte nun auch noch die Arbeit der Mutter übernommen und stand frisch und tatkräftig den Jähren zur Seite.

Wendelow und die Seinen fühlten sich voll befriedigt in ihrer Tätigkeit und waren glücklich in ihrem Heim. Wenn es auch durch Sorgen gegangen war, die längst nicht beseitigt waren, so konnte man doch hoffnungsfreudig vorwärts sehen. Es galt nur noch weiter alle Kräfte zusammenzunehmen, und dann — ja dann — so hofften sie, würde alles gut gehen.

In dem alten Wendelow lebte etwas, das in stillen Stunden sich regte und ihm manchmal gründlich zu schaffen machte. In Zorn und Groll war er aus der Heimat geschieden, einen tüchtigen Bruch hatte es da gegeben mit der Familie seines Jugendfreundes, und wenn der auch, seiner Ansicht nach, wie ein Berserker gegen ihn losgegangen war, so konnte er sich's doch nicht verhehlen, daß im Grunde er selbst, der Wendelow, daran schuld gewesen war. Etwas Brotneid, etwas Klatschsucht und etwas über die Grenzen der Wahrheit Hinausgehen, das zusammengenommen, hatte ihn in die Geschichte hinein-

geritten, die geschwähige Zungen dann breit getreten hatten. Trotzig und verbittert, hatte er es nicht über sich vermocht, seine Schuld einzugestehen und dem beleibigten Jugendfreunde ein gutes Wort zu geben.

So war er grollend fortgegangen, und heimlich murmte ihn das doch.

Kurt und Fritz, die beiden Söhne, die ohne Bitterkeit aus der alten Heimat geschieden waren, auch dort nichts zurückließen, woran ihr Herz insonderheit gehangen hätte, gingen in der schaffenden Arbeit für das neue Heim auf, je nach ihrem Temperament, der eine mit gelegentlichem Murren und Murren, der andere hoffnungsfreudig und vollbefriedigt.

Annelies aber mit der sonnenhellen Fröhlichkeit und dem frischen Schaffensdrang bewahrte trotzdem in ihrem Herzen einen stillen Platz, wo sie zärtlich liebe Erinnerungen aus der Heimat pflegte und sich seufzend eingestand, daß die Sehnsucht nach dem, was sie in Deutschland verlassen hatte, nicht weniger, sondern oft nur viel heißer geworden war. Das Mädchen war aber ehrlich genug, sich einzugestehen, daß es eigentlich doch nur etwas ganz Bestimmtes war, an dem ihr Herz in der Heimat drüben hing. Es waren ein Paar stahlblaue, treue Augen, die sie nicht vergessen konnte.

Heute — es war der 16. Januar 1904 — arbeitete Annelies im Garten, und neben ihr schleppte der brave Bambuse unentwegt immer neue Kannen mit Wasser heran, um die durstigen Pflanzen zu tränken. Wie ein glühender Ball senkte sich die Sonne im Westen, und um sie her flammten die Wolkengebilde in zauberhafter Farbenpracht. Timotheus, der Bambuse, war mit seiner Arbeit fertig. Die Herrin hatte ihn entlassen, und er ging seinem eigenen Vergnügen nach, das meistens darin bestand, irgend etwas extra für seinen Magen zu entdecken

oder ein unglaubliches Etwas herauszufinden, das er zur Ausschmückung seiner schwarzen Person gebrauchte. So war nun Timotheus von der Bildfläche verschwunden, aber vom Felde her kamen die beiden Brüder auf den Garten zu. Annelies hörte, wie sie eifrig mit einander sprachen. Unwillkürlich folgte sie ihren Worten.

„Im Grunde genommen,“ meinte Kurt, der Ältere, „war es eine ganz elende Dummheit von uns, dieser Anstehungsgebante!“

„Unsinn,“ fuhr ihm Fritz dazwischen, „das klügste war es, was wir tun konnten! Ich dachte auch, es ginge uns hier recht erträglich! Mädel, was sagst du dazu?“

Die Brüder waren herangekommen, und Fritz nickte zur Schwester fröhlich hinüber.

„Mir ist's schon recht so,“ antwortete sie; aber das klang nicht so heiter wie sonst, auch wandte sie sich ab und ging dem Viehtracal zu. Der Bruder sah ihr einen Augenblick forschend nach, machte aber keine Bemerkung.

Kurt hatte sich auf die Bank unter den Dornbaum gesetzt und holte seine Pfeife heraus. „Die Abwechslung, die man hier hat, ist gerade nicht groß,“ meinte er, blies aber dabei mit einem gewissen Wohlbehagen blaue Ringelwolken in die Luft. „Weißt du, zu Anfang kam es mir ordentlich schnurrig vor, wenn's überall hieß, wohin man kam: Was gibt's Neues? Jeder Raffer und Gottentotte, dem man begegnete, jeder Bastard und jeder Farmer redete einen so an.“

Fritz machte sich's bequem neben dem Bruder. „Sie sind famos wißbegierig,“ stimmte er bei. „Unser deutscher Kaiser interessiert sie höchlich, und von Bismarck und Moltke wollen sie immer noch etwas Neues hören. Dafür tischen sie uns aber auch ihre Neuigkeiten auf. Was der Hendrik Witbooi gesagt und getan hat, spielt immer die Hauptrolle.“

Kurt lehnte sich behaglich zurück, die Arbeit des Tages war getan und mit einem leichten Knurren besiegelt worden, jetzt kam genießendes Behagen zum Durchbruch. Gut gelaunt scherzte er. „Ich übertrumpfe die Eingeborenen in ihrer Wißbegierde doch noch,“ und als er des Bruders verwundertes Gesicht sah, fuhr er lachend fort: „Ja, siehst du, mir menschenhungrigem Geschöpfe kommt ja selten ein neues Gesicht in den Wurf, da habe ich eine eigenartige Unterhaltung geführt. Nämlich, als mir heute unsere gehörnten Farmgenossen ihren Gutenmorgen zubrückten, legte ich ihnen mit einem höchst interessierten Gesicht die Frage vor: „Was gibt's Neues?“ — Vielstimmiges Gebälke und Gebrumme war die Antwort, jeder hatte etwas Neues mitzutellen.“

Fritz lachte hell auf, so daß es schallend widerhallte. Schade, daß du sie nicht verstanden hast. Uebrigens, wenn du so fortfährst, dann erfindest du mit der Zeit ein neues Vieh für das Hererobolt zum Preise ihrer vielgeliebten Herden. Der Döfse ist ja der Gegenstand ihrer Fürsorge, schließlich gewissermaßen ihr Daseinszweck.“

Kurt stimmte ihm lebhaft bei. „Dem schwarzen Kerl stehen seine Döfse gerade so nahe, wie Weiß und Rind, aber zu seiner Leichenfeier müssen sie doch herhalten. Die allerstattlichsten bestimmt ein stolzer Hererohäuptling zu seinem Totenschmaus. Uebrigens, der einzige, höchst einträgliche Gesang, den ich von den unmusikalischen Schwarzen gehört habe, bezog sich auch auf die Döfse. Der Bambuse kann dir mal das Verschen vorsingen, und zwar ganz unberücksichtigt. Wo steckt denn der Bengel?“

Der Bruder stand auf und rief ins Haus hinein: „Timotheus, trefflichster aller Bambusen, heraus mit dir! Komm mal her!“

„Mister! Wat soll ik: It soll mi erst sauber mak!“ antwortete die Stimme des Gerufenen.

„Na, diese Verschönerungskunst kannst du dir schenken,“ meinte sein Herr, fragte aber zugleich in hellem Staunen: „Alle Wetter, wie kommst du denn hierzu?“ Er nahm ihm den alten Cylinderhut weg, den er mit einer Straußenfeder geschmückt, auf seinen Wollkopf gesetzt hatte. Kurt lachte aus vollem Halse. „Täuschst mich nicht alles, so feierst du da ein schönes Wiedersehen? Dein Sonntagsnachmittagsausgehut! Wenn ich mich nicht irre, erste Garnitur.“

Der Bruder betrachtete nachdenklich den fraglichen Gegenstand. „Einst warst du jung, einst warst du schön, lang, lang ist's her,“ deklamierte er voll Pathos. „Schlingel, wo hast du dieses Gespenst ausgegraben?“ fuhr er halb lustig, halb ärgerlich den Bambusen an.

„It hat ihn gefindt mang die Döfse und Beester,“ gestand er zerknirscht.

„Bruderherz,“ meinte Kurt höchst vergnügt, „den bist du los! Reiß dir diese Ruine von der Seele!“

„So leb denn wohl, du alter Gut,“ sang Fritz, stülpte den Cylinder dem Bambusen wieder auf und fuhr fort: „er kleid't ihm stattlich, steht ihm gut.“

Timotheus reckte sich, seine Augen glänzten, als wären sie auf der Knopfgabel poliert. „It is die schöne Bambus — erste Klass' Bambus,“ rüht er.

Kurt sprang auf. „Donnerstag und Freitag, du Wollkopf! Wo hast du denn den Stiefel her?“

Timotheus wich ängstlich zurück, als er seinen Herrn mit einem bitterbösen Gesicht auf sich zukommen sah. „Die Stiefel hat ik mang die Döfse in die Kraal gefindt.“ Er versuchte sich schleunigst zu brücken, aber Kurt hatte ihn noch erwischt, packte ihn beim Fuß und befahl: „Fuß her.“

Mit einem Griff, der ihm vom Beschlagen der Döfse her geläufig war, hielt er jetzt den gestiefelten Fuß in die Höhe. „Dacht' ichs doch! Das ist mein Stiefel mit dem

runden Loch in der Sohle, was der Dengel natürlich um eine Handbreit vergrößert hat." Jetzt war es an Fritz, den Bruder auszulachen, was er denn auch weiblich tat. „Sieh ihn auf, den schönen Stiefel, weiter tragen wär von Uebel," deklamirte er neckend.

Seufzend ergab sich der Bruder in sein Schicksal, ließ Timotheus nur ein kräftiges Schütteln zu teil werden und nahm dann wieder seinen alten Platz ein.

„Das ist auch so ein Stück von den Afrikafreuden, diese Bambusen mit den Unterbambusen, unter denen wieder die Unterbambusenaspiranten stehen," seufzte er. „Na, mit der Zeit sollen sie ja auch ganz anhänglich werden, das heißt, wenn sie zu Anfang ordentlich Prügel schmecken."

Fritz hatte seine Pfeife angezündet und sich zum Bruder gesetzt. „Vor allen Dingen aber gilt's den Kerlen den ewig hungrigen Magen zu füllen, sonst laufen sie einem weg," erklärte er. „Selt Timotheus, satt zu essen, einen Stiefel am Bein, einen Hut auf dem Kopf, was will man mehr um glücklich zu sein? Na, komm her, und singe uns das Leib- und Magenlied der Herero!" Der Bambuse hatte mit eifrigem Nicken die Worte seines Meisters begleitet, er wußte, mehr Strafe gab es nicht, Stiefel und Hut blieben sein Eigentum. Er hatte sich beides aus einem alten Rehrichthausen herausgewühlt und war stolz auf die Er rungenschaft. In welchem Zustande sich die fragwürdigen Gegenstände befanden, war ihm gleichgültig, es war ein Stiefel und ein Cylinder, das genügte ihm. Jetzt lachte er, so daß alle seinen weißen Zähne zur Schau traten, mit Klatschen, Stampfen und den nötigen Luftsprüngen leitete er seine Vorführung ein.

„Die Dff' is schön,  
Die Dff' is grot,  
Ja, schön is die grot Dff,  
Weiß mi in die Land so grot Dff!"

sang er und begleitete die eintönige Weise mit erneutem Stampfen und Klatschen.

Annelies war unterdessen wieder vom Kraal zurückgekommen. Sie sah heiter auf den schwarzen Gesellen, der offenbar stolz war auf seine Künste, die er zeigen sollte.

„Ja, schön ist unser großer Bambuse,  
Zeigt mir im Lande so großen Bambusen."

lobte sie scherzend.

Wie ein braver Pudel, der schwanzwedelnd jede Freundlichkeit seines Herrn quittiert, so kam auch Timotheus jetzt an das Mädchen heran.

„Dis is mei gut Missi!" schmeichelte er. Sie betrachtete ihn belustigt. „Du hast dich ja so fein gemacht?"

Timotheus nickte hocherfreut, zeigte aber zugleich auf sein Beinkleid. „Is schlecht, Missi!"

Annelies blieb aber taub für diese Bemerkung, sie wandte sich an den Bruder. „Kurt, der Schecke fröhst nicht. Mußt mal nach ihm sehen. Du weißt ja mit so etwas Bescheid."

Wenn er des Tages Last und Hitze hinter sich hatte, liebte der Bruder es durchaus nicht, bei dem ruhigen Genuß seiner Pfeife gestört zu werden.

„Hier muß man ja alles in einer Person sein, Hirte, Bauer, Tierarzt," brummte er.

„Und das Wichtigste vergißt du," erinnerte Fritz, und sah ihn mit hellen Augen an. „Hier ist ein Fleckchen Erde, wo der kraftvolle Mann sich, unabhängig von hundert unbequemen Scherereien, sein Heim aufbauen kann und darin haust wie ein kleiner König in seinem Reich."

Aber der Bruder fühlte sich nicht in der Stimmung darauf einzugehen. „Das ist eine nette Majestät, die sich plagen muß von früh bis spät," antwortete er finster.

„Steh mal da auf die abgenagten Maisstauben, die

in der Sonne gelben! Das Feld stand noch in vergangener Woche schön. Wir dachten ein bißchen Brotkorn zu ernten, aber wie kam's? Die verdamnten Springhahns, die Heuschrecken, fielen darüber her, und da war's aus mit der Herrlichkeit."

Er erhob sich mißgestimmt. „Habe mir manches hier leichter gedacht! Aber nun hilft's nichts, man macht eben seine Erfahrungen und muß sich durchschlagen.“

Fritz sah ihm kopfschüttelnd nach, wie er zum Kraal ging. „Der hat mal wieder seinen brummtigen Tag und sieht alles durch die schwarze Brille.“ Er wandte sich an die Schwester, die sich zu ihm gesetzt hatte. „Mädel, laß du nur nicht den Kopf hängen. Du machst ja auf einmal ein Gesicht wie sieben Tage Regentwetter.“

Sie senkte den Blick und strich glättend über ihre große Arbeitshürze. „Es kommt halt manchmal so ein bißel Heimweh über einen! Ich kann's nicht helfen, aber laß nur gut sein, ich komm schon wieder zurecht.“

Es war ein besonders herzliches Verhältnis zwischen diesen beiden Geschwistern, darum beugte sich der Bruder auch jetzt ihr näher und versuchte ihren gesenkten Kopf zu heben.

„Bies, gelt es gefällt dir doch hier?“

„Freilich,“ gab sie zu. „Es steckt Müß und Arbeit in unsrer Farm, darum habe ich sie auch so lieb!“

„Und das heiße Afrika, Mädel, nicht wahr, das lieben wir auch, trotz Sand und Dornen und Sonnenglut. Es liegt eben ein Zauber darin, den man zu Hause gar nicht ahnt!“ Er sprach immer lebhafter, durchbrungen von dem, was er sagte und erklärte: „Für bies stolze Unabgängigkeitsgefühl nimmt man die Entbehrungen, die einem hier auferlegt werden, gern in den Kauf.“

Sie dachte und fühlte wie er, die blonde Annelies, und sie sagte ihm auch, daß sie nie hier weg möchte, gerade so

wie er, aber — und da zögerte sie, blickte in die Ferne und schwieg.

Der Bruder nahm ihre Hand. „Neh dir mal das Herz frei, Mädel, das tut gut,“ drängte er. Sie sah ihn nicht an, sie antwortete auch nicht gleich, aber er wartete geduldig und da sagte sie: „Wenn der eine hier wär, den ich nicht vergessen kann, dann wär alles schön. Du weißt ja Bescheid, Hans, wie's war als wir weggingen.“

Freilich wußte er das, aber er wollte es ihr ausreden und meinte: „Bei dir kann's gar nicht so tief stecken, warst ja kaum 18 Jahr, wie wir weggingen, und hattest dich ein bißchen verguckt in den schmucken Unteroffizier“ . . .

Aber Annelies unterbrach ihn, sie hatte ganz heiße Backen bekommen. „Neh doch nicht so, Fritz, der Hans war selber dein Freund, und du weißt allweil allein, daß man den Lieb haben muß, bloß weil er so brav und so tüchtig, so schneidig und so herzensgut ist.“

„Hm!“ Der Bruder konnte ihr nicht widersprechen, aber ausreden mußte er ihr die Sache doch. „Mit einem Kraal sind wir mit der Familie auseinandergekommen,“ erinnerte er, „jetzt liegt das Weltmeer zwischen euch und wiedersehen tut ihr euch nie. Da ist's nun vorbei mit allem.“

„Vorbei ist's nicht, bei mir nicht,“ beharrte Annelies.

„Mußt ein Punktum dahinter machen!“

„Ja, wenn man das so könnte.“ Annelies wurden die Augen feucht.

Fritz stand auf. „Du kannst es, weil du es mußt. Wollte nur einmal recht ernstlich, dann wirst du schon damit zurecht kommen.“

Auf dem Tisch, der auf der Veranda stand, hatte Timotheus schon vor geraumer Zeit nach Anordnung seiner Mißi einen Meisbrei zur Abkühlung gestellt. Er begnügte sich aber nicht damit, diesen Befehl auszuführen, sondern

er stand auch noch Wache dabei. Das heißt, er paßte auf, daß kein anderer als er von dem verheißungsvollen Brei naschte, was er in aller Ausführlichkeit besorgte.

Jetzt war wieder sein schwarzer Zeigefinger nachdrücklich am inneren Rande des Topfes entlang gefahren und schmalzend leckte er ihn eben ab als der Ruf seines Herrn ihn aufschreckte.

„Kerl, was machst du da?“

„Die Bre is lecker,“ versicherte Timotheus treuherzig seiner Missi, die ihm drohte, „daß du dich nicht unterstehst zu naschen.“

„Missi, die Bre ist utgelopt,“ versicherte der Bambuse sich entschuldigend.

Fritz aber zog ihn kräftig am Ohr, „Strafe muß sein, du Leckermaul! Na, und wo bleiben die Löffel, die Teller? Wo hast du deine Gedanken?“ Er nahm ihm den Cylinder vom Kopf, fuhr lachend mit dem Finger durch ein großes Loch im Deckel und erklärte, „nun weiß ich, da heraus sind ihm die Gedanken spaziert.“

## 2. Schlimme Botschaft.

Am anderen Morgen war Annelies in der Küche geschäftig. Sie wollte baden und holte sich alles dazu nötige zusammen. Fritz, das Gewehr über die Schulter gehängt, steckte den Kopf zur Tür herein.

„Ach, Annelies, ich will sehen, ob ich ein Wildbret nach Hause bringen kann! Am Ende begegne ich dem Vater, der muß ja heute von Waterberg nach Hause kommen.“ Er war gegangen und durch die andere Tür trat Kurt ein.

„Lies, der Schecke ist krepirt.“

Sie stellte erschrocken den Napf, den sie in der Hand hielt, auf den Tisch. „Du lieber Himmel! Wie kam's so schnell?“

Der Bruder zuckte die Schultern. „Weiß ich's? Vielleicht Lebensüberdruß! Dem Schecken gefiel's nicht mehr in der Welt, da machte er die Augen zu und streckte sich. Ihm kann's ja egal sein, was wir dadurch verlieren.“

Annelies mußte nur zu genau, was dieser Verlust des schönen, starken Ochsens für die Wirtschaft bedeutete. Tränen traten ihr in die Augen, sie wandte sich zum Fenster. „Der Schecke krepirt! Und da — das Maisfeld abgenagt, das ist hart, sehr hart!“

Der Bruder ging ihr nach. „Lies, wir können böß in die Klemme kommen,“ seine Stimme klang gepreßt.

Dem Mädchen wurde bange. „Ich glaub's selbst,“ murmelte sie.

„Du weißt doch,“ fuhr er drängend fort, „Franz Berko, der Händler hat uns ein gut Stück Geld borge-schossen zum Anbau der Farm. Es ist noch nicht zur Hälfte zurückgegeben, und dies Jahr bleibt uns nichts übrig zum Abzahlen.“

Zimmer bekommener wurde es Annelies zu Mut. „Kann mir's wohl denken,“ brachte sie mühsam hervor.

„Wenn Berko sich jetzt bezahlt machen will, nimmt er uns das Vieh weg und dann — sind wir aufgeschmissen.“

Das Mädchen zuckte förmlich zusammen, als Kurt die Worte sprach. Sie kämpfte mit einem Entschluß und sagte dann zögernd: „Ich werd dem Berko ein gutes Wort geben, vielleicht wartet er dann.“

„Ober auch nicht,“ Kurt zuckte die Achseln, dann legte er den Arm um sie und sagte in verändertem, fast bittendem Ton, „Lies, du weißt genau, wie's steht. Der Berko hat ein Auge auf dich.“



„Ich mag ihn aber nicht,“ wehrte sie sich.

„Aber er die Annelies, und er ist gar nicht so übel und sehr reich. Nicht weit von hier will er sich eine Farm aufbauen. Wirklich, Mädchen, er ist ein ganz reputierlicher Mensch,“ suchte Kurt die Schwester zu überreden.

Sie aber erklärte: „Ein Hasenfuß ist er,“ und blieb dabei, „ich mag ihn nicht.“

Kurt, überzeugt davon, daß diese gute Partie nicht nur eine Hilfe für die ganze Familie sein würde, sondern auch für Annelies zum Glück ausschlagen müsse, drängte weiter in sie. „Es kann sein, daß der Berko sagt: die Annelies' oder das Geld! Was dann, Lies?“

Da flammten ihn ihre Augen an: „Willst mich verschachern?“

Auch er wurde jetzt heftig. „Neb' nicht so! Frage dich lieber, ob du deinem Vater und deinen Brüdern erhalten willst, was sie in harter Arbeit aufgebaut haben und dabei selbst eine reiche Farmersfrau werden magst. Oder willst mit uns alles verlieren, was wir hineingesteckt haben? Geld, du läßt uns nicht im Stich? Du bist vernünftig?“ sagte er ruhiger hinzu.

Aber Annelies, gequält und geängstigt, brach in Tränen aus. „Willst du mich denn verkaufen?“ schluchzte sie, „ich sage dir, ich will, ich kann den Berko nicht nehmen.“

Kurt griff ärgerlich nach seinem Hut. „Na, denn nicht! Dann können wir ja bald hier einpacken!“ Er sah zur Schwester hinüber, die hatte den Kopf in die Hände begraben und rührte sich nicht.

Er ging noch einmal zu ihr heran, legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte: „Wenn du es nicht um meinet- und um deinetwillen tun willst, dann denke an den alten Vater und an Fritz, der ist ja doch dein Liebling, und dem würde das Herz brechen, müßte er von hier weg.“

Annelies blieb keine Zeit zu antworten, Timotheus steckte den Kopf in die Tür.

„Die Mister Berko sind bei die Kraal!“

Kurt warf dem Mädchen noch einen mahnenden Blick zu und ging hinaus dem Händler entgegen. Der Bambuse schlich sich herein, seine Mißsi war traurig, daß sah er, sie mußte wohl auch von dem Mister Schelte bekommen haben, wie es bei ihm so oft passierte, aber da wollte er sie schon wieder lustig machen; für seine blonde Mißsi wäre der Schwarze durchs Feuer gegangen, obgleich er von Natur eigentlich keine Gelbenseele war.

Annelies schickte sich an, in dem Napf den Teig zu rühren, Timotheus machte sich in der Küche zu schaffen.

„Mißsi, die Mister Berko is schlecht,“ behauptete er und sah seine Herrin listig an. Er wußte sehr wohl, daß sie den Händler nicht leiden konnte und wollte ihr sein Einverständnis zeigen. Als sie nicht antwortete, fuhr er fort: „Timotheus die Kerl nicht traue.“

„Ich auch nicht,“ entfuhr es Annelies.

„Smit ihn rut! So — so,“ der Bambuse feuerte einen Rohlkopf durch das Fenster.

Aber Anneliesens ernstes Gesicht glitt ein flüchtiges Lächeln, das aber ebenso rasch wieder schwand, als der Händler Berko jetzt eintrat. Er grüßte sie mit der geschmeibigen Höflichkeit, die ihm eigen war, und ließ sich gar nicht dadurch stören, daß das Mädchen auf seine schönen Nebensarten nur die allerknappste Antwort gab und ihre Arbeit nicht unterbrach. Als er aber jetzt in zubringlicher Neugierde fragte, was das denn für ein Teig würde und seine Nase ganz bedenklich nahe ihrem Napfe brachte, da erklärte sie kurzweg: „Sie können etwas davon bekommen,“ und schüttelte ärgerlich das Mehl so in ihren Teig, daß ein gut Teil davon dem Zubringlichen ins Gesicht flog und er von dem weißen Puder bestäubt wie ein

Müllerbursche daftand. Pustend und niesend, und dabei wacker scheltend, rief er: „Schönste Anneliese, das geht über den Spaß. Fürs Weißmachen bin ich nicht,“ und er versuchte sich zu reinigen.

Timotheus, in schlauer Auffassung der Lage, griff nach dem leeren Mehlsäckchen und erklärte mit dem ehrbarsten Gesicht von der Welt: „It soll mei Missi help!“ Dabei klopfte er mit dem leeren Mehlsack auf den Rücken des Verhafteten. Der machte aber kurzen Prozeß mit dem „Galgenstrick“, wie er ihn nannte; er hob seinen wuchtigen Stock und hätte ihn sicher auf den schwarzen Rücken niedersausen lassen, wenn nicht der Bambuse es vorgezogen hätte, sich durch eine rechtzeitige Flucht der Strafe zu entziehen.

Jetzt war Berko allein mit Annelies. Ihr klopfte das Herz, sie fühlte, daß er nun schnurstracks auf sein Ziel losgehen würde. Und so geschah es.

Ohne weitere Vorrede, selbstbewußt und trotzend, trat er vor sie hin. „Weiß die hübsche Anneliese, daß ich sie und ihre Brüder von der Farm treiben kann, und daß ich's will, wenn sie nicht verspricht, des reichen Berko Frau zu werden. Nun, wie lautet die Antwort?“

Empört über seine Annahme hob Annelies stolz den Blondkopf. „Die Antwort lautet, daß ich dem reichen Berko gar nicht gut bin, nicht so viel!“ Sie schnippte mit dem Finger.

„Danach frage ich nicht“, vermies er ärgerlich, „das würde der Trostkopf ja doch nicht zugeben. Aber eine andere Antwort muß ich haben. Will die Anneliese mein Weib werden oder will sie den Thron das Dach über dem Kopf wegnehmen?“

Das Mädchen schauderte, und wie eine Erlösung empfand sie es, als sie in diesem Augenblick die Stimme ihres Bruders und die eines Fremden vor der Tür vernahm.

Beide traten ein, Timotheus schlüpfte hinter ihnen herein. „Dies,“ rief Kurt erregt, „denke dir, was für Nachricht der Mann da eben bringt! Die Obambos haben die Station Namutoni überfallen! Aber gib dem Reiter erst eine Kopje Kaffee, er ist ganz erschöpft, nachher soll er uns genau erzählen.“

Der Rod des Schutztrupplers war zerrissen und mit Blut besetzt, sein Hut von einer Kugel durchlöchert. Er ließ sich müde auf einen Stuhl sinken und trocknete den Schweiß von der Stirn. Berko war bei dieser unerwarteten Mitteilung ganz blaß gemorden, er näherte sich dem Reiter und fragte vertraulich: „Wird es auch in dieser Gegend hier gefährlich?“

Der Mann sah ihn verächtlich über die Schulter an. „Wer Angst hat, mag jetzt auskneifen, wer Courage hat, hält aus,“ antwortete er kurz.

Annelies brachte eine Kopje Kaffee, Kurt die gestopfte Pfeife. Sie setzten sich beide zu dem Reiter. Timotheus holte einen brennenden Spahn, und mit einem Seufzer aufgehenden Behagens setzte der Reiter die Pfeife in Brand.

Der junge Wendelow schnitt selbst von dem Brot ein tüchtiges Stück herunter. „So — eine Kopje Kaffee, einen Bissen Brot und eine brennende Pfeife, dann wird man wieder Mensch und kommt zum Verstand. Ihr müßt auch notwendig erst ruhen, ehe es weiter geht.“

Der Schutztruppler zog seine Uhr. „Eine Stunde Raft und dann vorwärts,“ erklärte er.

Erst als sein Gast die letzte Kopje Kaffee geleert und sein Brot bis auf die letzte Krume verzehrt hatte, erinnerte Kurt: „Sie wollten uns ja vom Ueberfall erzählen.“ Er sah sich um. „Wo ist Berko?“

„Die Mister Berko banja Angst ist weglopt,“ meldete Timotheus, der den Tisch abtrante.

Um Annelies' Rippen suchte es verächtlich, auch Kurt flammte auf: „Da hört doch die Weltgeschichte auf, wenn der Mensch das Hasenpanier ergreift, sobald er Gefahr wittert!“

„Lassen Sie den laufen, an dem ist nichts verloren,“ meinte auch der Gast, „dem sah ich die Angst an der Nasenspitze an, wie vom Ueberfall die Rede war.“

Er tat noch ein paar kräftige Büge aus seiner Pfeife, setzte sich zurecht und begann nun mit einem gewissen freudigen Stolz zu erzählen: „Also die Sache war so. Im Norden, in den Distrikten Grootfontein und Outjo sind die Stationen ja von unserer vierten Kompanie besetzt. In Namutoni waren wir nur vier Mann unter dem Sergeanten Graßmann, da überfielen uns ganz plötzlich starke Ovambohanden unter ihrem Häuptling Nechale. Graßmann und wir alle übersehen es im Augenblick, daß wir die Station unter keinen Umständen halten konnten, aber auf dem Turm wollten wir uns verteidigen, bis der letzte Mann heruntergeschossen war. Wie die wilde Jagd ging es den Turm herauf, hinter uns die Ovambos. Sie drangen in die Station, raubten, brannten und plünderten. Unterdessen hatten wir uns im Turm berrammelt und legten nun mit Schießen los. Wir konnten die Bande genau übersehen, es waren wohl an 600 Köpfe. Sie stukten, wie die Kugeln pfeifen, und wie wir immer lebhafter schossen, gaben sie das Plündern auf und singen nun an uns zu beschießen. Sie mochten wohl merken, daß ihnen das nichts nützte, denn nach einer Weile gaben sie es auf. Und nun ging was anderes los. Mit einem wilden Wutgeheul drangen sie in Massen vor, die Speerträger voran, dahinter die Säulzen. Verschiedene Mal liefen sie so Sturm gegen uns an, und wie ihnen das alles nichts nützte und sie dabei schwere Verluste erlitten, ließen sie endlich den Unsinn nach und zogen ab. Tags darauf,

wie alles weit und breit wieder ruhig war, stahl ich mich heraus, um gleich nach Grootfontein Meldung zu bringen. Die Leichen der Ovambos lagen in Menge um den Turm, allein 7 Stück unter einem Baum.“

Er brach ab, zog seine Uhr und stand auf. „Nun solls weiter gehen, ich will mich nicht länger aufhalten, als nötig ist, um die steifen Knochen etwas auszurufen. Habt Dank, daß ihr mich so gut verpflegt habt.“

Kurt schüttelte ihm die Hand. „Wir Deutschen stehen einander bei, so gut wir können. Ich sattle den Braunen für unseren waderen Schutztruppler, da kommt er schneller vorwärts als auf seinen müden Beinen.“

Sie gingen zusammen vor das Haus. Annelies, in hausfraulicher Geschäftigkeit, hatte es vorhin schon nicht lassen können, den zerfetzten Rockärmel des Kriegers einigermaßen wieder in Schick zu bringen, während sein Besitzer sich an der Mahlzeit stärkte. Jetzt hatte sie auch den arg mitgenommenen Hut vom größten gesäubert und gab ihm den hin. Er dankte ihr in treuherziger Weise.

„Ich wollte, wir könnten für so einen braven Krieger mehr tun, als dies bißchen,“ meinte sie freundlich.

„Das wird schon noch kommen, Fräulein, warten wirs ab,“ lautete seine Antwort. „Die Geschichte kann jetzt ganz ecklich losgehen.“

Der Braune war gesattelt, der Schutztruppler saß auf seinem Rücken und reichte seinen Wirten dankerfüllt die Hand vom Pferde herunter.

Da schallte ein lautes „Hallo“, und die Geschwister sahen den Vater mit Fritz aus dem Dornbusch kommend eilig auf sie zustreben.

„Na — gibt's was Neues?“ fragte Kurt bedeutlich.

Auch der Schutztruppler horchte auf, nach dem, was er eben durchlebt hatte, erwartete er von weiteren Umständen zu hören.

Raschen Schrittes waren die beiden Männer herangekommen. Sie ließen sich nicht Zeit zur Begrüßung.

„Die Hereros sind im Aufstande,“ rief der alte Wendelow den Seinen entgegen. „Wer weiß, wie es in Windhut und Okahandja aussieht und was sie in Omaruru machen. Man erfährt ja so etwas nicht so schnell. Die kleine Station Waterberg haben sie überfallen, die Besatzung, zwei Unteroffiziere und drei Mann, heimtückisch niedergemacht. Auch die sieben Zivilpersonen, die gerade da waren, niedergemetzelt. Die beiden Herren Legationsrat Dr. Höppner und der landwirtschaftliche Beirat Watermeyer, die auf einer Studienreise waren, sind auch unter den Ermordeten!“

Die Augen des Schutztrupplers blühten. „Donnerstag und Freitag! Es geht los! Ich muß weg! Den Braunen bekommt Ihr wieder und den Dank berge ich nie.“ In schlankem Trabe ritt er davon.

Schweigend blickte die Familie Wendelow ihm einen Augenblick nach.

Neben ihnen tauchte Timotheus auf. „Ist Kurasch, ist banja Kurasch,“ rühmte er sich.

„Ja, wenn es dir nicht an den Krügen geht, aber wenn's einmal knallen sollte, dann“ — Friß machte eine bezeichnende Bewegung mit der Hand — „dann Hartlop.“

„Ne, Mister, ne,“ verteidigte sich der Bambuse, „Timotheus ot stiet!“

„Neb nicht, sondern mach, daß du an den Kochtopf kommst,“ verwies ihn der alte Wendelow. Dann wandte er sich an seine Kinder.

„Die Polizei erläßt Warnungen an die Farmer wegen des Aufstandes. Es wird uns angeboten, uns in Dutjo ober Grootfontein zu sammeln. Da wären wir

\*) Eilige Flucht.

unter sicherem Schutz, und das Vieh könnten wir mitnehmen.“

„Ich habe dem Vater gesagt, ich bleibe hier,“ erklärte Friß. „Garten und Felder verkommen, wenn wir sie ungepflegt lassen. Hier hat's gute Wege, hier wird uns niemand behelligen und wenn's wäre, dann ständen wir auch unsern Mann und ließen uns nicht gleich ins Bockshorn jagen.“

Kurt hatte mit beifälligem Nicken die Worte des Bruders begleitet. „Versteht sich, wir beide bleiben hier! Man wird doch nicht wie ein fürchtames Weib gleich Reißhau nehmen und sein Hab und Gut im Stich lassen, weil es nicht mehr so ganz geheuer in der Gegend ist.“

„Und Annelies, was sagst du?“ Der Vater legte ihr bei den Worten die Hand auf die Schulter. Sie war sein Liebling, und um das Mädchen bangte er in dieser unruhigen Zeit.

Sie sah ihn aber mit hellen Augen an. „Ich bleibe mit euch auf Karlsborst. Angst kenne ich nicht, und euer guter Kamerad bin ich nun doch einmal, da will ich auch alles mit euch teilen.“

Der Vater drückte ihren blonden Kopf einen Augenblick an sich, und Friß triumphtierte: „das habe ich dir ja gleich gesagt, Vater, daß die Bies so sprechen würde. Ich kenn' doch das Mädel, die hat Kurage für zehn.“

Kurt hatte alle Heiratspläne und allen kleinlichen Aerger vergessen. Er war ganz Leben und Tatkraft.

„Jetzt heißt's an die Arbeit gehen,“ erklärte er, „wir müssen uns noch besser eintraalen und dafür sorgen, daß wir auch das Haus verbarrikadieren können, wenn's not tun sollte.“

Friß schwenkte seinen Hut. „Vorwärts denn mit Gott! Wir werden uns schon zu halten wissen — oder — wenn's sein muß, verstehen uns durchzuschlagen.“

### 3. Bei den Leibhusaren in Langfuhr.

In dem Kasernenhofe des 1. Leibhusaren-Regiments in Langfuhr bei Danzig stand Unteroffizier Hans Lund und ließ seine Abtheilung reiten. Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, war er mit Leib und Seele bei seinem Beruf. Streng im Dienst, ließ er auch nicht die kleinste Ungehörigkeit durch und paßte — wie sein Leutnant sich ausdrückte — den Kerls höflich auf die Finger. Er hatte seine Ecken und Kanten, seine gewisse Schroffheit, die ihm selbst, wie auch den anderen manchmal zu schaffen machte, aber er war ein grundbraber und wahrer Mensch, der beste Kamerad von der Welt, und dabei immer der erste und unermülich, wenn es galt etwas Tüchtiges zu leisten. So war er denn, trotz seiner Strenge überall wohlgekommen bei Untergebenen wie bei Vorgesetzten.

Jetzt war seine volle Aufmerksamkeit seiner Abtheilung gewidmet. Der Ton seiner Stimme, der Ausdruck seiner herediten Züge paßte sich unbewußt seinen jedesmaligen Rufen an.

„Kerls, laßt euch doch nicht wie die Mehlfäcke herum-schmeißen auf den Säulen! Schenkel heran und richtige Fauststellung!“ Er sprang zu, brückte dem Mann, dem der Zuruf galt, die Zügel vorschriftsmäßig in die Faust und rückte ihn zurecht.

„So — so — wie eine Puppe muß unser einer auf dem Gaul sitzen — alles akkurat, der Kerl und das Pferd!“ —

Er klopfte den Braunen. „Ist gut gepuht, der Hektor, na, das Reiten wird ja auch schon werden! Man immer Kurage und frisch drauf los! Was ein ordentlicher Reiter werden will, dem fällt nicht gleich das Herz in die Stiefel, wenn der Gaul einmal böckt!“

So schalt, lobte und ermunterte Lund, er wußte sich,

so jung er war, Liebe und Respekt zu verschaffen, und dazu trug insonderheit bei, daß er nie von seinen Leuten etwas verlangte, das er nicht selbst leistete. Er lebte ihnen vor, worauf es ankam, und das verschaffte ihm Achtung und Vertrauen bei Vorgesetzten wie bei Untergebenen. Laut hallend schlug die große Turmuhr die elfte Stunde. Das hieß Schluß der Reitübung. — Für Lund aber war das noch nicht Schluß dieses Dienstes. Er mußte weiter nach dem Rechten sehen und wollte überwachen, ob den Pferden nun auch die nötige Pflege zu teil würde. Die junge Mannschaft nahm es noch immer zu leicht mit dem Stalldienst, war seine Meinung, und ehe der Reiter nicht lernte, seinen Gaul wie einen guten Kameraden zu lieben und zu behandeln, so lange war's noch nicht aus dem ff mit der Pferdepflege. Aber in seinem Beritt — das war sein eifriges Streben — sollte Mann und Pferd muster-gültig werden. Mit einer gewissen Befriedigung sah er denn auch jetzt auf das Treiben seiner Husaren, griff hier und da selbst mit ein, und holte auch wohl mal einen Lederbissen für einen seiner vierbeinigen Lieblinge aus der Tasche.

Schmeichelnd klopfte er jetzt einem jungen Braunen den Hals, der schmutbernd versuchte, die Taschen des Unteroffiziers zu ergründen, wußte er doch, daß da immer etwas für ihn zu finden war.

„Na, Lund, der Hasso ist wohl Ihr besonderer Bezug,“ rief ihm da eine heitere Stimme zu. Der Unteroffizier fuhr herum, stand stramm, und die Augen leuchteten ihm ordentlich vor Freude, als er in dienstlichem Tone antwortete: „Befehlen, Herr Leutnant, dem Hasso tut's keiner gleich, der hat einen Rücken, daß er jedes Gewicht tragen kann, und die Sprunggelenke sind wie von Stahl. Der Herr Leutnant sollten einmal sehen, wie er die große Hürde nimmt, wie ein Vogel fliegt er herüber!“

Es ist rein zum Hüpfen, wie der Gaul springt!" Ueber das jugendfrische Antlitz des Leutnants Freiherrn von Wilbert huschte ein flüchtiges Lächeln. Lumb war der Unteroffizier seiner Abteilung, und er schätzte dessen dienstliche Eigenschaften ebenso sehr, wie er den zuverlässigen Menschen und schneidigen Reiter in ihm gern hatte. Auf sein Urteil über Pferde und Reiten legte er sogar ein gewisses Gewicht. So fragte er denn auch jetzt: „Was meinen Sie, Lumb, ist der Braune auch ein flotter Gänger?"

„Der geht wie Pech und Schwefel,“ versicherte Lumb eifrig, „und gibt das reine Bild ab, wenn er so dabon fauft.“

„Vorzüglich, wenn der Unteroffizier Lumb drauf sitzt, der ihn zu reiten versteht,“ erklärte der junge Freiherr und klopfte seinem Unteroffizier freundlich auf die Schulter. „Der Lumb und sein Gaul sehen immer aus, als wären sie zusammengewachsen. Das ist ein ordentliches Vergnügen, wenn zwei sich so verstehen.“

„Stimmt, Herr Leutnant, stimmt,“ bekräftigte Lumb, und die Farben in seinem leichtgebräunten Gesicht vertieften sich dabei in lebhafter Freude. „Man muß es nur einmal so richtig herausgetriegt haben, wo dem andern seine Rücken sitzen und wie man ihm so richtig beikommen kann, dann macht sich das alles schon von alleine und man kommt schließlich ganz extra mit einander aus.“

„Das ist ja die reine Lebensweisheit, die Sie predigen,“ scherzte der junge Offizier, „das könnte sich manch einer auch für den Umgang mit seinesgleichen merken.“

Lumb mußte daran denken, wie sein Wachtmeister ihm kürzlich gesagt hatte, „wenn man Sie erst richtig herausstudiert hat, dann lebt es sich sozusagen auch recht gut mit Ihnen.“ Nachdenklich blickte er hinter seinem Leutnant drein, der, die Pferde musternd, dem Ausgang des Stalls zuschritt. An der Thür wandte sich dieser noch einmal her-

um und winkte dem Unteroffizier. Rasch war Lumb herangefsprungen, in strammer Haltung die Anrede abwartend.

„Sagen Sie mal, wie steht es denn mit der Dummheit, die Ihre Kerls hier gemacht hatten, als sie auf die Stallwände den Namen ihres Unteroffiziers mit allerhand Ehrentiteln bereuigen wollten?“

„Alles schon wieder in bester Ordnung,“ versicherte Lumb mit schlauem Blinzeln. „Passiert nie wieder, solche Ungehörigkeit. Ich habe den Kerls nicht den Gefallen getan, ihnen zu zeigen, daß ich mich blau und grün über sie geärgert habe, partu nicht. Ich habe man bloß befohlen, daß meine Leute Sonntag nachmittag hier bleiben mußten und die Wände reinschrubben, die einer von ihnen mit seinen Narrenhänden beschmiert hatte. Seitdem fällt es keinem mehr ein, solche Dummheit loszulassen, denn nun paßt einer auf den andern wie ein Schießhund auf, daß keiner den Kameraden ihren Sonntagnachmittag Ausgehtag verdirbt.“

„Sehr richtig, Lumb, das gefällt mir, keinen großen Trara von solchen Narrenstreichen machen, sondern einfach die Sache selber einrenken und den Kerls Vernunft beibringen. Es sind im Grunde genommen, mit wenig Ausnahmen, alle ganz brave Jungen, die nur richtig angefaßt werden wollen.“ Er winkte einen kurzen Gruß und verließ den Stall.

Hell schien die Märzsonne auf den Kasernenhof. Eine Abteilung beaufsichtigte ein junger Kamerad Wilberts beim Turnen, eine andere mühte sich, die Lanze nach Vorschrift zu gebrauchen, was der jungen Mannschaft aber sichtlich schwer fiel, denn der dicke Wachtmeister, der hier das Kommando führte, wurde ziemlich deutlich und seine Stimme immer lauter. Aus der geöffneten Reithahn schallten kurze Kommandoworte und das gleichmäßige Trabden der Pferde.

Überall Leben und Tätigkeit, überall das eifrige Streben nach genauester Ausbildung von Ross und Reiter für den Dienst und — für den Krieg.

Der junge Freiherr Karl Friedrich von Wilbert, dem diese Gedanken durch den Kopf zogen, hielt bei dem letzten gleichsam einen Augenblick inne. Er, der Leben sprühende, von aller Welt geliebte und verwöhnte Offizier, hatte dankbar genossen, was die Welt ihm Schönes bot. Sein sonniges Temperament und die glücklichen Verhältnisse, die ihn umgaben, hatten ihm wiederholt das Wort auf die Lippen gedrängt: O Welt, wie bist du so wunderschön! Da er nun nie mit seinen Gedanken und Gefühlen zurückhielt, sondern sie meist sehr unumwunden auszusprechen pflegte, so hatten ihm die Kameraden den Beinamen „der Himmelsfürmer“ zugelegt. Er ließ sich das gern gefallen und hatte, als er die Bezeichnung zum ersten Male hörte, lachend gemeint: „Schon recht, im Sturme will ich mir erobern, was mir als Höchstes erscheint.“ Und weiter hatte ihn das Leben auf seine sonnigen Höhen geführt und ihn mit seinen Glücksgütern überschüttet. Er hatte es wie etwas Selbstverständliches hingegenommen, lachend das Leben lag um ihn und der Ernst war ihm noch fern. Was die Dienstpflicht von ihm forderte, war ja kein bitteres Muß, er, der aus einer alten Soldatenfamilie stammte, hatte seinen Beruf nicht nur aus Herzensneigung ergriffen, sondern erfüllte ihn auch gewissenhaft und mit Leidenschaft.

In dieses frohe Leben des jungen Offiziers war plötzlich ein ernster Ton hineingeklungen, und wenn der auch nicht gleich das heitere Lärmen um sich her übertäubt hatte, ja sogar zuerst wie etwas höchst Unbequemes von dem Freiherrn abgewiesen wurde, so melbete er sich doch immer wieder, stärker und eindringlicher, bis er zu deutlichen Stimmen wurde, die für Karl Friedrich eine neue Ge-

dankentwelt aufbauten und ihn neuen Zielen entgegentrieben.

Als im Januar die ersten Besorgnis erregenden Nachrichten von dem Aufstande in Südwestafrika einliefen, da hatte er gestutzt, und es hatte ihn mehr beschäftigt, als die Gesellschaft, in der er zu Hause war, begriff. Man nahm die Sache noch nicht so ernst, auch im Kreise der Kameraden wurde einstimmig behauptet, da liegt doch kein Grund vor, sich darüber aufzuregen, wenn die Schwarzen drüben einmal Nabau machen; das wird ihnen bald genug gelegt werden.

Ueber Karl Friedrichs heiterfrohe Züge hatte sich immer ein tiefer Ernst gelagert, wenn von Südwest die Rede war. „Ihr könnt das so nicht mit mir fühlen,“ hatte er behauptet, „auch liegt das „drüben“ noch zu fern, aber mir ist es seit Jahren nahe gerückt, habe ich doch auf Farm Holm nicht weit von Hatfamas meinen besten Freund, und da schreibt mich so ein Telegramm auf, in dem es heißt, die Hereros haben durch Einschließung von Otahandja und durch Zerstörung der Eisenbahnbrücke bei Dsona, sowie durch Unterbrechung der Telegraphenverbindung mit Windhuk die Feindseligkeiten eröffnet.“

Die Kameraden kannten diese Freundschaft, diesen Bund des Orest und Pylades, wie sie es scherzend nannten, sie wußten auch, daß damals vor drei Jahren die Trennung von Axel Erhard der erste Kummer gewesen war, den der verwöhnte Liebling des Glücks in seinem Leben durchgemacht hatte. Der Verlust seiner Eltern hatte ihn in so zartem Kindesalter getroffen, daß ihm damals noch nicht das Verständnis dafür aufgegangen war.

Das fehlende Vaterhaus, das ihm der Dunkel, der ihn erzog, in keiner Weise ersetzen konnte, war vielleicht mit die Veranlassung gewesen, daß Karl Friedrich sich voll

leidenschaftlicher Liebe an den, um einige Jahre älteren, Jugendfreund angeschlossen hatte.

Die Nachrichten von den Plünderungen und Grausamkeiten der Hereros, von ihrem Niederbrennen der Farmen und der Bedrängnis der eingeschlossenen Festen Windhut, Okahandja, Omaruru hatten ihn in eine fieberhafte Spannung versetzt und in ihm die Sehnsucht geweckt, sich denen anzuschließen, die den bedrängten Deutschen im schwarzen Erbteil zu Hilfe eilen wollten.

Da kamen die Depeschen von dem todesmutigen Mitt, dem glänzenden Befreiungszuge der Kompanie Franke, die unter ihrem wagemutigen Führer so Ueberraschendes und so Großes geleistet hatte.

Es waren ja nur Depeschen, die anlangten, sie konnten nur Umrisse der Leistungen unserer Truppen und der Lage in der Kolonie bringen. Das war das Wichtigste, aber für Karl Friedrichs brennende Ungebuld viel zu wenig.

Es packte ihn eine wahre Begeisterung, wenn er las, wie diese zweite Kompanie des ersten Feldregiments in stürmendem Siegeslauf den bedrängten Kameraden Hilfe gebracht und die eingeschlossenen Festen befreit hatte. Da hätte er mit dabei sein mögen, den schmähtlich behandelten deutschen Brüdern, an der Spitze seinem Freunde, Rettung bringen. Sein Leben dabei freudig in die Schanze zu schlagen, wäre just nach dem Sinne des „Himmelsstürmers“ gewesen. So war denn der junge Offizier zu seinem Oberst gegangen und hatte mit diesem Rücksprache genommen, hatte ihm seine Absicht mitgeteilt, sich für Südwest melden zu wollen und gebeten, diesen Wunsch zu befürworten. Der Kommandeur war entschieden dagegen gewesen und hatte seinem jungen Offizier ernstlich abgeredet. Unter allen Gründen, die er vorgeführt hatte, war für Karl Friedrich der einzig durchschlagende die Behauptung

gewesen, daß die Sache da drüben so gut wie zu Ende sei. Frankes Befreiungszug habe sofort dem Aufstand die Spitze abgebrochen, und nun sei nichts mehr los da drüben.

Diese Ansicht wurde bald eine so allgemeine, daß auch bei Karl Friedrich die hochgehenden Wogen seiner Erregung sich allmählich geglättet hatten und er wieder mit mehr Interesse als in jenen stürmischen Tagen sich seinen Dienstpflichten widmete.

Aber trotzdem er eigentlich den Gedanken, nach Südwest zu gehen, so gut wie aufgegeben hatte, drängte er sich ihm doch immer wieder von neuem auf, und er sagte sich: erst Uxels Brief abwarten und dann handeln. Seit Anfang des Monats erwartete er nun diese Nachrichten in gespannter Ungebuld, dann, so sagte er sich, konnte er den ersten Brief des Freundes erhalten.

Als er jetzt in das Frühstückszimmer des Kasino trat, wartete dort schon sein Bursche auf ihn.

„Herr Leutnant, es ist da ein Brief angekommen mit fremdländischen Marken, den sollte ich doch gleich herbringen.“

Der Offizier nickte kurz und griff hastig nach dem Schreiben. Ein Blick auf die großen marktigen Schriftzüge überzeugte ihn davon, daß das Schreiben von seinem Freunde sei. Er atmete auf, Uxel lebte und in ungeborener Kraft, das zeigte die klare Schrift. Aber was weiter? Das Kubert hatte er abgerissen und achlos zu Boden geworfen, das Frühstück, das die Ordnung ihm sofort wie alle Tage gebracht hatte, blieb achlos vor ihm stehen, er selbst saß am Tisch, hielt mit beiden Händen den Brief, las und las. Immer heißer stieg ihm das Blut zur Stirn, und das leise Zittern des Blattes in seiner Hand verriet, wie ihn das Schreiben bewegte.



Er laß:

Windhut, den 5. Februar 1904.

„Alter, lieber Junge! Es ist mir barbarisch schlecht gegangen, und beinahe wär's aus mit mir gewesen. Aber Du kennst mich ja, ich werfe nicht so leicht die Flinte ins Korn. Der alte Gott lebt noch und läßt einen braven Deutschen nicht so leicht untergehen, darum sage ich auch jetzt, nicht viel rückwärts geschaut, sondern vorwärts mit Gott und frisch drauf los. Die Verhältnisse, die uns hier umgeben, zeigen dem Deutschen deutlich genug, wo seine Pflicht liegt. Den Weg soll er gehen, ohne sich lange zu besinnen und das übrige seinem Gott überlassen. Wir sind hier heute alle in solchem gewissen Begeisterungsrausche, denn das Telegramm von der Befreiung Omarurus ist angelangt und der Jubel, mit dem Franke, unser Held von Südwesten, hier schon aufgenommen wurde, als er unser Windhut befreite, steigerte sich noch um ein beträchtliches bei den weiteren Nachrichten seines Siegeszuges. Ich sage Dir, Carlo, das ist ein Mann, gerade wie man ihn braucht für unsere südwestafrikanischen Verhältnisse, Stahl und Eisen an Körper und Geist, Zäh und dabei voll Latkraft. Er verlangt von Kopf und Reiter das Meiste, aber nichts, was er ihnen nicht selbst vorlebte. Die Kompanie vergöttert ihren Führer und ist bereit ihm zu folgen, sei's zum Siege, sei's in den Tod. Der Kampf gegen zehnfache Uebermacht bei Omaruru setzt seinem Heldenzuge die Krone auf.“

„Das Vaterland kann mit Stolz und Dank auf die brave Frankekompanie und ihren Führer sehen, ihre tatkräftige und opferwillige Hingabe wird immer als ein leuchtendes Vorbild glänzen.“

„Und jetzt willst Du von mir wissen! Nun, wenn ich auch nicht eine so interessante und geliebte Persönlichkeit bin wie unser „Held von Südwesten“, so schmeichle ich

mir doch, in dem Herzen meines Carlo einen so gewichtigen Platz auszufüllen, daß er von niemand lieber hört, als von seinem alten, treuen Freunde.

„Trotz alles Erschütternden, was ich durchleben mußte, habe ich viel zu danken, denn ich bin wie durch ein Wunder vor einem grauenvollen Tode bewahrt geblieben. Eine halbe Stunde Versäumnis, und es wäre mir ergangen, wie dem reichen Bur Uhs, der auf meinem Plage, meiner vielgeliebten Farm Holm, ermordet und furchtbar verstümmelt worden ist.“

„Ich lag bereits im Bett, Sonntag den 17. Januar, als mir ein Bote gemeldet wurde. Er brachte mir einen Eilbrief der Polizei von Hatamas, darin stand, ich solle schleunigst versuchen mich nach dort durchzuschlagen, es flünde alles auf dem Spiele!“

„Zum Glück hielt ich die Pferde stets nachts im Kraal. Ich ließ alles stehen und liegen, denn ich wußte ja, solche Warnung wird nur in äußerster Not gegeben, sprang vom Bett aufs Pferd und nahm nur das Inventarverzeichnis meiner Habseligkeiten mit, das ich am Nachmittag aufgestellt hatte.“

„Die Nacht war stockfinster, auf direktem Weg zu reiten war zu gefährlich, so kletterte ich denn mit meinem braven Falben über die Berge, und dabei galt es sorgsam den Lagerfeuern der Hereros auszuweichen, die bald da, bald dort aufblinckten.“

„Am Morgen erreichte ich glücklich Hatamas. Tags darauf ritten wir Patrouille nach meiner Farm. Wie sah es da aus! Das Haus geplündert und völlig in Trümmern. Was die Hereros nicht hatten mitschleppen können, war von ihnen zerstört worden, sogar einen Schleiffstein hatten sie zerschlagen und die Stücke umhergestreut, ebenso die ganz auseinander gerissenen Bücher. Den Proviant hatten sie, wahrscheinlich aus Angst vor

Gift, ausgeschüttet. Im Garten waren die Kartoffeln ausgerissen und hatten sie versucht, den Brunnen mit Steinen zuzuverfen. Dem Buren, von dem ich noch heute nicht weiß, wie er an dem Unglückstage auf meine Farm gekommen ist, hatten sie verschiedene Körperteile und die Zunge abgeschnitten und die Leiche in den Brunnen geworfen. Sämtliches Vieh, Hausgerät, Hunde und Leute waren von ihnen mitgeschleppt worden; Fenster und Türen vollständig demoliert. Alles was man in harter Arbeit geschaffen hatte, lag in Trümmern, und ich biß unwillkürlich die Zähne zusammen um nicht laut aufzuschreien bei diesem trostlosen Anblick. Aber was hilft's! Durch Jammern hat noch kein Mensch etwas gebessert, und schließlich kann auch aus einem Trümmerhaufen noch neues Leben erblühen. Vorläufig aber galt es, sich fest zusammen zu schließen und den übermühtigen Schwarzen das Handwerk zu legen. Ob wir aber überhaupt dafür stark genug sein werden, das bezweifle ich nicht nur, sondern möchte mit aller Entschiedenheit behaupten, wenn das Mutterland uns nicht bald energische Hilfe schickt, so gehen wir — der deutsche Farmer wie der Schutztruppeler — hier elendiglich zu Grunde. Auf, mein Carlo, hilf Du mit, da drüben die Lärmtrommel zu schlagen, damit man in der Heimat richtig aufwacht und begreift, wie es eine heilige Pflicht des Mutterlandes ist, uns hier nicht verderben zu lassen, sondern uns mit aller Macht zu Hilfe zu kommen.

„Als ich vor meiner ausgeplünderten Farm hielt, sagte ich mir, hier ist jetzt nichts zu machen für dich, das Aufbauen und Neuschaffen muß einer späteren Zeit überlassen bleiben. Mein ganzes Besitztum besteht jetzt nur aus meinem Galben, meinen gesunden Gliedern und meinem warmen, deutschen Herzen. Das — so nahm ich mir vor, wollte ich in den Dienst des Vaterlandes stellen. Schneller

als ich geahnt hatte, wurde mir die Erfüllung meines Wunsches.

„Wie wir eben wieder auffatteln und nach Gatsamas reiten wollten, hörten wir in einiger Entfernung Schüsse fallen, und mit Hilfe meines guten Glases entdeckte ich, daß es da eine Hezjagd gab in den Bergen südlich Aris.

„Nun Carlo, Du kannst Dir so ungefähr denken, daß wir nichts Siligeres zu tun hatten als dahinzujagen, wo es knallte. Und jetzt male Dir meine Ueberraschung und grenzenlose Freude aus, als ich am Ziele anlangte.

„Das Scharmüzel war freilich vorbei, aber die Hezeros waren in die Berge zurückgewichen, und wir hielten vor Franke und seiner Kompagnie, den wir mit seinen Braven noch weit im Süden wähnten. Menschenkind, ich kann Dir nur sagen, wir waren einfach sprachlos vor Ueberraschung, denn wenn man wußte, daß Franke am 15. noch in Gibeon gewesen war, etwa 350 Kilometer von Aris entfernt, und an das schwierige Gelände, sowie an die glühende Hitze der letzten Tage dachte, dann konnte man nur immer wieder staunen und staunen, daß die Menschen das zu Wege gebracht hatten. Natürlich schlossen wir uns Franke an und machten noch an demselben Tage den Einzug in Windhut mit. Trotzdem die Kompagnie vier Tage geritten und vier Nächte gewacht hatte, rückte sie ohne Kranke und mit sämtlichen Pferden in die Feste ein. Nur die straffste Zucht und tatkräftigste Fürsorge für Mann und Pferd, hatte die Truppe bei solchen außergewöhnlichen Anstrengungen leistungsfähig erhalten können. Ich gebe Dir die Versicherung, Carlo, dieser Gewaltmarsch in dem kultur- und wasserarmen Lande auf afrikanischen Wegen ist eine Leistung, die ihresgleichen sucht.

„Natürlich meldete ich mich in Windhut gleich als Kriegsfreiwilliger und wurde auch sofort eingestellt.

„Schwer, bitter schwer fiel es mir zurückzubleiben, als

Franko am 21. Januar mit seiner kleinen Schar den Vormarsch gegen Okahandja unternahm. Aber ich sehe es ja ein, daß es richtiger war, mich vorläufig noch bei der Besatzung zurückzubehalten. Später werde ich schon dafür sorgen, daß ich in die Front komme. So, da weißt Du, was ich durchgemacht habe und was ich plane. Alter Junge, brennt es Dir nicht auch auf der Seele, das Verlangen, hier Seite an Seite mit uns für die deutschen Brüder und die deutsche Ehre zu kämpfen? Noch übersteht man nicht, wie viel Farmen zerstört und wie viel Weiße getötet sind, aber ihre Zahl ist groß. Sagt euch das, ihr da drüben, und sagt euch auch, daß ihr die Hereros als Feinde nicht unterschätzen dürft, und daß ihr dort gar keine Ahnung habt von dem hornigen und klippigen Gelände, in dem die Feinde bis auf wenige Meter herankommen können, ohne gesehen zu werden. Ich versichere Dir, die Hereros sind tollkühn im Draufgehen, und ihre Zahl ist groß, sehr groß, darum brauchen wir starke Hilfe aus der Heimat; die darf uns nicht steden lassen.

„Gott befohlen, mein alter Junge, vielleicht brücken wir uns bald im Dornenlande die Hand und stehen gemeinsam im Kampfe für unsere deutschen Brüder und Deutschlands Ehre. So etwas ähnliches haben wir uns ja manchmal in unseren schwärmenden Jünglingsjahren ausgemalt, wenn wir dabei auch niemals an den schwarzen Erdteil dachten. Nun gleichviel, wohin auch an den deutschen Mann der Ruf ergeht, für seine bedrängten Kameraden einzutreten, immer kommt es nur darauf an, daß er zur Stelle ist und pflichttreu seinen Platz ausfüllt. Darum „Vorwärts mit Gott, frisch drauf und sieghaft durch,“ Kampf und Gefahr liegt vor mir, darum kanns vielleicht auch heißen, auf Wiedersehen erst droben. In alter Treue  
Dein Ugel.“

Karl Friedrich hatte den Brief zu Ende gelesen. Sein

lebhaftes Temperament riß ihn fort, für ihn versank die weltentweite Entfernung, die ihn von dem Freunde trennte, er fühlte sich ihm persönlich nah, und mit stürmischer Innigkeit murmelte er: „Ich komme, Ugel, ich komme! Auf Wiedersehen im Dornenland.“

Er sprang so hastig auf, daß der Stuhl umfiel, aber er hob ihn nicht auf, er überließ das der Ordnungszucht, die verwundert dem Offizier nachsah, der sein schönes Frühstück nicht einmal angerührt hatte, und der doch sonst immer so guten Appetit zeigte. —

Zu derselben Zeit saß Unteroffizier Lund in der Kantine. Eine halbe Stunde Freizeit wollte er benutzen, um dem knurrenden Magen sein Recht zukommen zu lassen.

Er war eben in bester Arbeit und ließ sich gut schmecken. Verschiedene der Kameraden saßen an demselben Tisch bei derselben Arbeit. Da trat Unteroffizier Fahlto, eine Zeitung in der Hand, ein. „Hören sie mal zu! Die Geschichte im Südwest geht doch weiter!“ erklärte er. „Hier steht was drüber.“ Verschiedene Hände streckten sich nach dem Zeitungsblatte aus, lebhaftes Fragen und Durcheinandersprechen trat ein, die Frühstückspause bekam einen anderen Inhalt.

Fahlto hielt sein viel begehrtes Blatt in die Höhe, „Ruhe, meine Herren, ich werde ihnen das alles persönlich vortragen, auch einen Feldpostbrief, den ich heute von einem Kameraden vom Seebataillon bekommen habe.“

„Man los!“ „Keine Vorreden!“ „Lassen Sie doch hören!“ riefen verschiedene Stimmen.

„Also“ — Fahlto strich die Zeitung noch einmal glatt und las:

„Am 13. März Gefecht bei Omikolorero. Major von Glasenapp unternahm mit 11 Offizieren, 38 Reitern, 8 Mann zu Fuß und einem Maschinengewehr einen Erkundigungsritt, um festzustellen, ob bei Oujatu noch

größere Hereroabteilungen ständen, oder ob der Abzug nach dem Waterberge tatsächlich schon ausgeführt sei.

„Bei Dwikolorero wurde die Abtheilung von einer starken Hereroabteilung, die immer mehr Zugung erhielt, angegriffen. Es wurde zweimal Front gemacht und das Feuer aufgenommen gegen den weit überlegenen, mehrere hundert Gewehre starken Feind. Das Maschinengewehr mußte stehen bleiben, nachdem seine Bedienungsmannschaft gefallen und seine Bepannung abgeschossen war. Da unter diesen Umständen der Kampf aussichtslos und der Zweck der Erkundung bereits erreicht war, befahl Major Glasenapp langsam zurückzugehen. Mehr als die Hälfte der ganzen Erkundungsabteilung war außer Gefecht gesetzt, 7 Offiziere und 19 Mann gefallen, drei Offiziere, darunter Major von Glasenapp und sein Adjutant verwundet und zwei Mann. Mit blutigen Opfern ist festgestellt worden, daß man einen zahlreichen, zum Widerstand entschlossenen Feinde sich unmittelbar gegenüber hatte.“

Fahlto ließ das Blatt sinken und blickte sich im Kreise um. Sie sahen alle ernst aus die Kameraden, es hatte einen jeden ergriffen, und je nach dem verschiedenen Naturell äußerte sich das auch anders.

„Donnerwetter,“ rief der dicke Wachtmeister, „das gibt einem ordentlich eine Gänsehaut, wenn man das so hört! Hab' nicht geglaubt, daß es denen da drüben noch so ans Leben gehen würde!“

„Famos haben sie sich gemacht, die Kameraden,“ erklärte ein jüngerer Unteroffizier, „immer wieder losgegangen gegen die Uebermacht trotz Tod und Wunden. Da möchte man am liebsten mitmachen! Das ist doch noch was, so zu beweisen, daß man nicht nur zum Spaß Soldat ist.“

„Passen Sie auf, es wird sehr bald wieder eine Un-

frage beim Regiment kommen, wer sich für Südwest melden will,“ behauptete Fahlto.

Wieder klangen die Stimmen durcheinander. Es war wie ein Beckruf, der an brave Soldatenherzen ergangen war, und nicht umsonst, er hallte mächtig wieder und hatte geübet. Die Nachricht von den schweren Verlusten der Kameraden, von ihrem tapferen Aushalten bis in den Tod, das beantworteten die daheim mit der Erklärung — „wir werden euch nicht im Stich lassen, Kamerad zu Kamerad, wir gehören nie fester zusammen, als in Not und Gefahr!“ —

Wenn auch nicht in so bestimmte Worte gekleidet, so waren dies doch ungefähr die Reden, die ausgetauscht wurden. Lund hatte noch kein Wort gesprochen. Er war blaß geworden, und das war immer der Fall, wenn eine Sache ihn bis in das innerste Mark bewegte. Jetzt strich er langsam die braune Haarlocke, die ihm in die Stirne gefallen war, zurück und erklärte: „Sobald die Anfrage an das Regiment kommt, werde ich mich melden.“

„Sie werden nicht weggelassen, Lund, passen Sie auf, der Rittmeister läßt Sie nicht los,“ behauptete einer der Unteroffiziere.

Der dicke Wachtmeister blinzelte zu Lund herüber. „I wo doch, davon kann gar nicht die Rede sein, daß der Lund uns hier auskneift. Den legen wir fest, den brauche ich in meinem Beritt für die Remonten und auch für die junge Mannschaft. Also Freunde, schlagen Sie sich die Gelüste aus dem Sinn, der Matschei hat ganz recht, wir lassen Sie einfach nicht herüber.“

Ueber Lunds ernste Züge huschte ein flüchtiges Lächeln. „Wird Ihnen alles nicht helfen, Wachtmeisterchen, herüber komme ich doch, Sie wissen ja, der Lund ist so ein eigensinniger Kerl, der immer seinen Trohkopf durchsetzen will, lassen Sie ihn laufen, Sie kommen auch ohne ihn aus.“

Der Wachtmeister brummte etwas Unverständliches und sah unwirsch aus.

Lund hielt ihm sein Bierseidel hin. „Prost, Herr Wachtmeister, Dank dafür, daß Sie mich hier behalten wollen, wenn's auch nicht sein kann, es hat mich doch gefreut.“ Die Seidel klangen zusammen. Der Wachtmeister drohte lachend dem Unteroffizier. „Wirden Sie sich nun nicht ein, daß Sie mich herumgekriegt hätten, ich lasse Sie nicht so mir nichts dir nichts weg.“

Lund wollte die Sache nicht auf die Spitze treiben und versuchte abzulenken.

„Fahlo, Sie wollten uns noch den Feldpostbrief von Ihrem Kameraden vorlesen,“ erinnerte er. „Es ist doch von dem Obermatrosen Ehlers?“ Fahlo nickte, zog den Brief aus der Tasche und las:

„An Bord des Dampfers Darmstadt.

Mein lieber Fritz!

So über Hals und Kopf bin ich weggekommen, daß ich Dir nicht einmal ein paar Worte schreiben konnte, ehe wir abdampften. Nun hole ich es jetzt auf dem Schiff nach. Du weißt ja, daß gleich nach dem Eintreffen der ersten Unglücksnachrichten über den Aufstand aus dem Schutzgebiet Seine Majestät der Kaiser am 17. Januar als erste Verstärkung, die der Schutztruppe zur Hilfe eilen sollte, das Marine-Expeditionskorps mobil machte.

„Da ging's nun los, und mit Hurra haben wir das begrüßt. Jedem schlug das Herz höher bei dem Gedanken, wie sehnsüchtig sie drüben die Verstärkung erwarteten, und wie froh sie uns empfangen würden. Da ist wohl keiner unter uns, der sich's nicht fest gelobt hätte, sein Bestes zu tun, und möge kommen was da wolle, den Kameraden zur Seite zu stehen. Am 21. Januar konnten wir unter dem Befehl des Majors von Glasenapp die Ausreise an-

treten auf dem Dampfer „Darmstadt“. Major von Estorff, der alte Afrikakämpfer, schloß sich uns an.

„Es wird einem doch so hin und wieder ganz eigen zu Mut, wenn sich so ein breites Stück Meer zwischen uns und die liebe Heimat schiebt, wer weiß, ob man sie jemals wieder sieht! Aber daran soll man jetzt nicht denken, sondern nur an das, was vor einem liegt, und da heißt's — Augen auf und frisch drauf los. Wir haben etliche Nekruten mit nach Afrika nehmen müssen, weil von den alten Leuten viele abkommandiert waren und nicht so schnell zurückgerufen werden konnten. Das erschwert die Geschichte etwas, die Kerls müssen noch allerhand lernen, und da gibt es auch hier auf dem Schiff viel Dienst. Ueber die Reise schreibe ich nichts weiter, schenke Dir auch alle Gefühlsbuselet, Du weißt, über all so etwas mache ich nicht gern viel Worte, und wenn mir vorhin doch so etwas in die Feder gelaufen ist, so geschah das, weil einem hier auf dem großen Weltmeer doch allerhand Gedanken kommen — schade nur, daß man das nicht so ausdrücken kann — na — vielleicht mal mündlich mehr davon, der Dienst ruft.“

D a h a n d j a, 13. Februar 1904.

„Der Wille war gut, aber die Ausführung schwach. Ich bin auch auf dem Schiff nicht viel zum Schreiben gekommen, aber heute finden sich ausnahmsweise ein paar freie Stunden, wer weiß, wann ich wieder Zeit habe, da sollst Du nun jetzt von mir hören. Wir hatten eine gute Fahrt, am 9. Februar mittags liefen wir in Swakopmund ein. Unser Major von Glasenapp übernahm den Oberbefehl über sämtliche Landstreitkräfte und wurde noch an Bord der Darmstadt vom Bezirksamtman aus Swakopmund davon unterrichtet, wie es im Schutzgebiete stünde.

„Wir waren natürlich riesig begierig, auch davon zu

hören, und es sicherte denn auch glücklich bis zu uns durch, daß nach Meldungen von Hauptmann Franke aus Omaruru und von Hauptmann von Francois aus Windhuf dort keine Gefahr mehr sei. Man wußte aber nicht, wo die von Okahandja abgezogenen Hereros geblieben waren, und vermutete sie in den Onjatibergen. Zwischen Windhuf und Otjimbingue sollen auch von den Banden stecken. Na, wir werden sehen, es geht ja los.

„Die See war ruhig, als wir landeten, und die Aus-schiffung ging ganz leiblich. Swatopmund habe ich mir freilich ganz anders vorgestellt, da ist ja nichts als Sand und Dünen, ein schöner Leuchtturm und Wellblechbäcker auf den paar Häusern. Nichts was mir imponierte, aber das soll wohl noch kommen. Der ganze Himmel sah wie ein Saß aus, dabei watete man förmlich durch den Sand, und der Wind wirbelte uns das Zeug um die Ohren, daß man schließlich wie eine wandelnde Sandbüchse aussah. Nicht schön, aber was hilft's. Der Abtransport des Expeditionskorps ging nicht ganz leicht von statten. Es konnte immer nur ein Zug abgelassen werden, und die Mannschaften konnten nur teilweise sitzen, dabei betrug die Fahrzeit bis Karibib 22 Stunden. Das war nun sozusagen kein Plaisir, aber dazu waren wir ja auch nicht herausgekommen, und jeweilen erschien mir die Fahrt großartig schön durch das wilde Khangebirge.

„Oberst Leutwein war inzwischen vom südlichen Kriegsschauplatz zurückkommend in Swatopmund eingetroffen, und da langte heute der Befehl an, daß wir etwa 200 Mann der Schutztruppe (Ersatztransport Winkler 1. und 4. Marine-Infanterie und einige Geschütze) unter Major von Glasenapp den Distrikt Gobabis vom Feinde säubern, die Grenze für flüchtende Hereros sperren und die Verbindung mit Grootfontein aufnehmen sollen.

„Die Aufgabe, die wir da gekriegt haben, ist nicht so einfach, sagen die alten Afrikaner. Die Grenze hat eine große Ausdehnung, dabei sind wir für Proviantierung u. s. w. ganz auf den langsamen Nachschub mittels Ochsenwagen angewiesen. Das erschwert die Operationen, und dazu kommt, daß nur ein kleiner Teil von uns beritten gemacht werden konnte, und zwar außerdem noch nur höchst mangelhaft. Auch Eingeborene stehen uns nur sehr wenige zur Verfügung, wie können wir da den landeskundigen, zum Teil berittenen Hereros zuborkommen! Nun, man tut eben sein Bestes, nur immer unverzagt und mutig weiter! Mein alter Mitterchen sagte mir beim Abschied: „Junge, tue deine Pflicht, und für das Uebrige laß deinen Herrgott sorgen, der weiß am besten, was uns gut ist, dem vertraue.“ So soll's gemacht werden, und nun lebe wohl, es fährt ein Kamerad nach Swatopmund herunter und nimmt den Brief mit. Er besorgt ihn auf den Dampfer, der von dort in drei Tagen nach der Heimat geht.

„Morgen rücken wir aus nach Gobabis. Jetzt kann's jede Stunde in den Kampf gehen, drum leb wohl. Und nun sei mir herzlich gegrüßt von Deinem

Freunde Ehlers.“

„Famoser Kerl das!“ „Der wird was leisten!“ „War wirklich interessant, was er schrieb,“ so erklärten die verschiebenen Kameraden.

Der Wachtmeister hatte die Zeitung in die Hand genommen, er studierte die letzte Seite.

„Hier unter den neuesten Nachrichten stehen ja schon die Namen der Gefallenen,“ rief er und beugte sich eifrig über das Blatt.

Fahlto wollte danach greifen, aber schon zog er zugleich die Hand zurück. Ehlers war ja bei der Abteilung

Glasenapp, konnte nicht auch er unter den Verwundeten oder Gefallenen sein?

„Herr Wachtmeister, lesen Sie vor,“ sagte er und seine Stimme klang eigentümlich unsicher.

Der begann: „Gefallen ist Oberleutnant Eggers, ein alter, vielfach bewährter Afrikaner, der schon 1894 in der Nauklust mitgekämpft hatte und während des Aufstandes 1896 verwundet worden war. Oberassistentenarzt Dr. Welten, als er seine Pflicht erfüllend in die Schützenlinie eilte. Leutnant Dziobeck, der anfangs mit einem schweren Weinschuß noch energisch weiterfeuerte. Die Leutnants der Reserve Viezmeyer, Bendix und Oberleutnant z. S. Stempel. Beim Versuch, mit einigen Leuten das Feuer noch einmal aufzunehmen, Hauptmann a. D. von François, der treue und sachkundige Berater des Führers der Ostabteilung. Ferner sind gefallen die Feldwebel Bach und Nitschke, Vizelfeldwebel d. R. Wellstein, die Sergeanten Bennenwies, Kiel, Signalmaat Wroßlage, Bootsmannsmaat Hölzke, die Unteroffiziere Otten, Wolf, Bachmann, Sepp, die Gefreiten Abrecht, Förster, Stegmann, Ahlenberg; Reiter Grasschopp, Schanz, Woberich und“ — der Wachtmeister stockte, blickte unruhig auf Fahlto und murmelte etwas von „ja, es steht wirklich da.“

„So lesen Sie doch,“ drängte der Unteroffizier und beugte sich weit vor, um selbst in das Blatt zu sehen.

Was der Wachtmeister nun vorlas, hörte er nicht, denn er sah ja nun mit eigenen Augen, was da stand. „Obermatrose Ehlers zu Tode getroffen, machte noch das Maschinengewehr unbrauchbar, ehe es in Feindes Hand fiel.“

„Das sieht ihm ähnlich, pflichttreu bis zuletzt,“ murmelte Fahlto, steckte die Zeitung zu sich und griff nach seiner Mütze. Er war sehr blaß geworden und verließ schweigend die Stube. Auch die Kameraden redeten nicht mehr viel. Da hatte nun eben so ein junges, frisches

Soldatenblut lebenswarm zu ihnen aus den Reihen gesprochen, hatte Treue bis in den Tod gelobt, und nun hatte es diese Lobestreue schon durch die Tat bewiesen, nun war es aus mit dem jungen Leben, das sich für deutsche Brüder geopfert hatte. Es war doch ein eigen Ding darum, wie das die Soldatenherzen packte und ergriff.

Die Uhr im Kasernenhofe zeigte fünf Minuten vor voll. Lund sah es. „Ich muß in den Dienst,“ sagte er und stand auf. Auch die anderen erhoben sich. Ein jeder ging wieder an die Tagespflichten, ließ reiten, springen, schießen, was gerade der Dienst verlangte, aber bei jedem einzelnen klang noch nach, was sie in der Unteroffizierkantine der Kaserne am dem Morgen gehört und innerlich durchlebt hatten.

#### 4. Der Entschluß wird ausgeführt.

Unteroffizier Lund hatte sich ein paar Tage Urlaub in die Heimat erbeten und war nach Schlesien abgereist.

Es war ein Wetter, an dem man, wie man zu sagen pflegt, keinen Hund herausjagen möchte, als der Unteroffizier abends durch die Straßen seiner kleinen Vaterstadt schritt. Wüßig menschenleer war es hier, nur ein alter Laternenanstecker trottelte verbroffen hin und her, um seines Amtes zu warten. Jetzt blieb er stehen und drehte sich um. Er hatte ein fröhliches „Guten Abend Alterchen“ vernommen und wollte nun ergründen, wer bei solchem Hundewetter noch so kreuzfidel sein konnte. Da stand er auch schon neben ihm, der Hans Lund, der Sohn seines Bruders, des Tischlermeisters am Ring, dem er schon immer als Jungen den Krauskopf gestreichelt hatte. Noch ganz benommen von der Ueberraschung stammelte der Alte: „Junge, wo kommst du denn her?“

Die dunklen Blauaugen des Unteroffiziers sahen ihn treuherzig an. „Geradentwegß von Langfuhr mit vier- undzwanzig Stunden Urlaub. Dann geht's" ...

Die weiteren Worte verstand der Alte nicht. Der Wind mochte sie weggeschnappt haben. Es kümmerte ihn nicht, er nickte seelenbergnügt und meinte: „Junge, Junge! Wird das 'ne Freude geben bei euch zu Hause! Das muß ich mir selber ansehen, wenn ich hier fertig bin. Na, mache nur, daß du zu Muttern kommst.“

Lund sah jetzt ernst aus. „Onkel Jobst," bat er, „komm bald nach, das ist besser. Es kann sein, daß du heut noch ein Wörtchen drein reden wirst. Du mußt mir helfen, du verstehst das.“

Ehe der Alte Zeit fand, nach einer Erklärung zu fragen, war Hans schon raschen Schrittes weiter gegangen und stand wenige Minuten später vor dem lieben Vaterhause. Aber die Klingel, die er schon in der Hand hatte, ließ er los und trat dicht an das Fenster heran. Sie hatten drinnen die Hängelampe angezündet und die Fenstervorhänge noch nicht zugezogen, da sah er sie nun alle um den runden Tisch sitzen, so friedlich und fleißig, wie es immer in lieben Elternhause zuging, solange er zurückdenken konnte. Der Vater arbeitete an der Hobelbank, die vier Brüder hatten ihre Schulbücher vor, und das blonde Bieschen strickte, es lachte dabei aber so vergnügt, daß man seine weißen Zähne sah. Der Blick des Unteroffiziers hatte sie alle gestreift, auch den pausbüchigen Jüngsten, der mit Halloh auf seinem Stedenpferd durch die Stube ritt. Jetzt aber hafteten seine Augen voll Bärlichkeit an der Frau, die da drinnen die Seele des Hauses zu sein schien. Sie hatte eben ihre Fliedarbeit aus der Hand gelegt und ging zum Ofen. Im Vorbeigehen warf sie noch einen Blick in die Schreibhefte der Jungen, drohte dem einen sehr nachdrücklich, nickte dem andern ermutigend

zu und holte nun unter dem Jubel der Kinder die dampfenden Bratäpfel aus der Röhre. Wie jung sie in seinen Augen noch aussah und wie glücklich diese Mutter der sieben blühenden Sprößlinge! Er war ordentlich stolz auf seine Mutter und liebte sie von Herzen. Sie ahnte nicht, daß ihr Nestester, ihr Liebling, jetzt draußen stand und sie wehmütig anblickte. Er hatte den Kopf gegen die Scheiben gepreßt und fühlte, daß seine Wangen feucht wurden. War's von dem Regen, der niederströmte, oder hatte eine heimliche Träne sich dort ihren Weg gesucht? „Mutti!" — Ganz leise hatte Hans es gerufen, aber alle Innigkeit, die er als kleiner Junge in diesen Schmeichelnamen hineinzu legen pflegte, klang auch jetzt hindurch.

Ja, es war ein prächtiger Mensch, der Hans Lund. Neben der eisernen Energie und dem oft bis an Tollkühnheit streifenden Schneid war ihm eine tiefe Innerlichkeit eigen. Sein Herz barg einen Schatz von Liebe, und ein fester Glaube, zu dem die Mutter den Samen gelegt hatte, war der Grundstein geworden, auf dem sich sein Leben, Tun und Treiben aufbaute.

Er wandte sich jetzt rasch zur Tür. Laut tönte die Klingel und neugierig kükerten die Brüder heran. Die Tür wurde aufgerissen, heller Jubel brach sich Bahn, und aus alle dem fröhlichen Stimmengewirr klang es wie im Chor: „Hans! Bruder Hans ist da!"

Der stand nun mitten unter den Seinen. Die Jungen hatten es sich nicht nehmen lassen, ihm den nassen Mantel auszugiehen und den Säbel abzuschnallen. Jetzt umstanden sie ihn und sahen bewundernd auf die schmutze Uniform des jungen Leibhufaren, die von ihnen, so oft der Bruder auf Urlaub kam, stets mit gleichem Interesse angestaunt wurde. Auch der Vater, der den Sohn herzlich auf beide Waden geküßt hatte, strahlte vor Freude. Er war nicht wenig stolz auf seinen stattlichen Unteroffizier



und hatte den Kopf voller Pläne für seine Zukunft. Der Mutter waren die Augen feucht geworden, Liebe und Glück leuchteten aus ihren Zügen, sie wollte ihren Aeltesten gar nicht von der Seite lassen.

„Herzensjunge, war das 'ne Freude! War das 'ne Ueberraschung!“ rief sie einmal über das andere.

Der Tischlermeister sah schmunzelnd auf die beiden. „Na, Mutter,“ meinte er, „jeht bist du doch zufrieden, nun hast du wieder einmal deine sieben beisammen.“

Frau Lund nickte. Ihr Blick umfaßte die Kindereschar und blieb mit besonderer Innigkeit an Hans haften. „Ja, Vater,“ antwortete sie, „ich danke auch unserem Herrgott alle Tage für meine sieben, und keins möchte ich von ihnen missen, keins will ich hergeben.“ —

Als eine halbe Stunde später Onkel Jobst in das Familienzimmer trat, hatte sich das Bild hier merklich verändert. Unruhigen Schritts ging der Vater in der Stube auf und ab, die Kinder standen mit verstörten Gesichtern in der Ecke beisammen und flüsternten miteinander. Hans aber, sein erklärter Verzug, saß neben der Mutter, hielt deren Rechte in seinen beiden Händen und schien ihr liebevoll zuzureden. Er sah dabei aber zugleich auch sehr energisch aus. Wie gut Onkel Jobst ihn gerade so kannte! Ja, sein Liebling konnte stahhart sein und dabei weich und liebevoll wie ein Kind. Der Alte war in diesem Augenblick aber doch etwas verduht, als er alles so ganz anders fand, wie er erwartet hatte. Stumm blieb er auf der Schwelle stehen. Es bemerkte ihn zuerst auch keines, sie waren alle zu sehr mit anderen Dingen beschäftigt, und so vernahm er denn auch, wie die Mutter jeht sagte: „Hans, hast denn gar nicht daran gedacht, was für Sorge und Herzeleid du uns da so mit einmal ins Haus bringst?“

Die Augen des Onkels öffneten sich weit vor Erstaunen. Sein Verzug, der Stolz der Familie sollte schuld

sein an Kummer und Sorge? Aber da antwortete auch schon der Hans, und Onkel Jobst bemerkte, wie er die Hand der Mutter streichelte und ihr mit einem ganz eigenen Leuchten in die Augen sah.

„Darfst nicht weinen und mir das Herz schwer machen,“ bat er. „Hast mir's ja selbst gelehrt, wie ich noch ein kleiner Bursche war, daß ich immer dem beispringen müßte, dem's schlecht ginge, und hast dich weiblich gekreut, wenn ich mit meinen starken Fäusten einem unterdrückten Schulkameraden Luft schaffte, wenn so ein paar nichtsnuhige Bengels ihm hart zusehnten.“

Die Mutter nickte, und dabei fielen ein paar Tränen in ihren Schoß. „Ja, ja, murmelte sie, „du warst immer so einer, der allezeit bei der Hand war, wenn's galt, einen anderen aus der Patsche zu ziehen.“

Der Sohn hatte sich zu ihr gebeugt. „Soll's denn nun auf einmal anders geworden sein? Das kannst doch nicht wollen, Mutter! Laß mich nur getrost ziehen, ich steh ja überall in Gottes Hand.“

Dem alten Jobst fiel es wie Schuppen von den Augen, aber als es ihm auf einmal klar wurde, um was es sich handelte, übermannte ihn die Mithrung, und die wollte ihm die Kehle fast zuschnüren. Um ihrer Herr zu werden, mußte er sich kräftig räuspern. Das wirkte nun ähnlich wie ein Trompetenstoß. Alle Köpfe flogen herum und aller Augen wandten sich ihm zu. Wie eine Eschar aufgeschreckter Vögel stürmten die Kinder auf ihn los und umschwirrten ihn mit ihren Rufen.

„Onkel Jobst, Hans will fort! Weit über das große Meer nach Afrika! Aber das ist ja so fürchtbar weit weg! Er soll nicht in den Krieg, wo sie ihn totschießen können!“

„Ruhig da,“ gebot der Vater und trat an den Bruder heran. „Jobst, setz du mal dem Jungen den Kopf zu recht. Die Mutter und du, ihr habt mit dem Querkopf

immer am besten fertig werden können. Ich habe mir heute schon den Mund fuselig geredet, aber der Junge ist ja rein verrannt in seine Gedanken und will nicht Vernunft annehmen."

"Kann mir das alles denken, ganz gut, ganz gut," murmelte der ältere Bruder. Dann warf er mit einem Ruck den Kopf zurück und reckte sich. Lauter als gewöhnlich klang seine Stimme, wie er jetzt sagte: "Wärst du so alt wie ich, Friß, dann würdest du anders reden. Du warst aber dazumal im Jahre 70 noch solch ein Knirps, der nichts davon verstand, wie's uns alle packte und fort-riß fürs Vaterland zu kämpfen noch mit dem letzten Tropfen Blut."

Jobst wollte weitersprechen, aber der Tischlermeister wehrte ihm heftig: "Unsinn! Wenn ich damals als elf-jähriger Riefindiewelt noch nichts verstand von Vaterlandsiebe und Soldatenbegeisterung, so habe ich's doch später genau so gut begriffen wie du, was das für eine große Zeit war, das Jahr 70, und ich meine, ich hätte in meiner Militärzeit dem Soldatenrock auch Ehre gemacht."

Begütigend legte der ältere die Hand auf die Schulter des jüngeren. "Ich wollte gerade reden von deiner Militärzeit und dem Jahre 70. Nun kommst selber drauf zu sprechen."

Unwirsch zuckte der Tischlermeister die Schultern. Das hat doch nichts zu tun mit der Wsrikamarotte, die sich der Junge in den Kopf gesetzt hat!"

"So, meinst du? Nun, da will ich doch mal ein Wort reden, das dir ein anderes Licht aufsteden soll," fuhr Jobst dazwischen. Er schien förmlich gewachsen, und seine alten Augen glänzten in jugendlicher Lebendigkeit, als er fortfuhr: "Hast dir's wohl mal überlegt, wo er die Farmer sind, an denen das Hererovolk die schrecklichsten Grausam-

keiten verübt hat? Hast dir's gesagt, zu wem diese Männer gehören, die drüben in der Schutztruppe mit ihrem Blut und Leben für die Anstebler einstehen?" In zornigem Eifer hatte er dem Bruder die Fragen entgegengeschleudert, und als dieser sich schweigend abwandte, sagte er mit scharfer Betonung: "Deutsche Brüder sind es und keine Kameraden. Die haben ein heiliges Recht an unser Herz und an unsere Hilfe. Sie sind da drüben in schwerer Not, und wer auf ihren Hilferuf jetzt taub bleibt, der weiß nichts von Kameradschaft, nichts von Treue. Das sage ich dir, dein Bruder, und ich rate dir, lege dem Jungen keinen Stein in den Weg, wenn er hinausziehen will, sondern gib ihm deinen Segen mit. Wer sich freiwillig und freudig stellt, um für die Brüder zu kämpfen, den soll man nicht am Knochzipfel zurückhalten wollen, sondern soll seinem Herrgott danken, der uns Alten solch braven Jungen zur Herzensfreude gegeben hat. Wenn uns die Geschichte auch das Wasser in die Augen treibt, was liegt daran, wir beißen die Zähne zusammen und sagen: „Vorwärts mit Gott, Junge, einer für alle, und alle für einen.“"

Der Tischlermeister hatte, als der Bruder zu reden begann, daran denken müssen, wie der Vater den Jobst oft „den Schulmeister“ genannt hatte, weil er, wenn es ihm darnach ums Herz war, so beweglich zu reden verstand, daß es einem ganz kurios dabei zu Mute werden konnte. Und so kurios wurde auch heute dem jüngeren Bruder zu Sinn, als der ältere Worte zu ihm sprach, gegen die er sich nicht aufzulehnen vermochte und die ihm zugleich das Herz groß und weich machten. Er fuhr hastig mit dem Rücken der Hand über die Augen und murmelte eine Antwort, die allen unverständlich blieb und von der er selbst nicht recht wußte, was er damit sagen wollte.

Der Mutter Tränen waren versiegt. Sie reichte dem Schmagar die Hand und sagte mit fester Stimme: „Du

hast mich zurechtgeredet, Jostf. Unser Junge steht in Gottes Hand hier wie dort. Will er für seine mißhandelten deutschen Brüder eintreten, so erfüllt er Gottes Gebot — liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Ich halte ihn nicht mehr zurück."

Das blonde Bieschen drängte sich heran. „Mutter! Wenn der Hans nach Afrika geht, dann sind wir ja nur sechs! Dann hast du doch nicht mehr deine sieben!" Frau Sund hob den Kopf. Sie lächelte, so glücklich, so zuversichtlich, als ob nichts ihre Ueberzeugung erschüttern könnte. „Meine sieben, die behalte ich," behauptete sie, „gelt Hans, du gehörst doch deiner Mutti, wenn du auch ein noch so strammer Unteroffizier geworden bist und wenn auch das Weltmeer zwischen uns liegen wird." Zärtlich streichelte sie dabei den Arm des Sohnes.

Der sah sie treuherzig an. „Kannst dich auf deinen Jungen verlassen, der vergißt nie, daß er noch eine Mutter hat, die für ihn betet und ihn lieb hat."

Sie hatte redlich gekämpft, um Herr zu werden über Schmerz und Sorge, die sie bestürmten, und jetzt, da ihr Herz bei des Sohnes Worten wieder weich werden wollte, wiederholte sie sich selbst zur Stärkung noch einmal: „Ich gebe keinen Her von euch, ich kann keinen missen, ich behalte meine sieben, wo sie auch sein mögen." — — —

Am dem Tage, als Leutnant von Wilbert so eilfertig das Kasino verlassen hatte, um sich zu Hause in den Dienstanzug zu werfen und zu seinem Kommandeur zu gehen, fand er diesen verreist und mußte nun noch für einige Zeit seine Ungebuld zügeln.

Für denselben Abend hatte er eine Einladung zu einer bekannten Familie angenommen. Es war ein größeres Fest, das mußte er, und er ahnte jetzt auch, wen er dort finden würde; das war es, was ihm das Blut rascher

durch die Adern trieb. Alles, was seelisch heute schon auf ihn eingestürmt war, kam dazu, um widerstreitende Gefühle in ihm wach zu rufen, als er einen eben erhaltenen Brief durchflogen hatte. Sein Onkel, Graf Hartung, in dessen Hause er seine Kindheit verlebt hatte, schrieb ihm, daß er Geschäfte halber nach Danzig käme, ein paar Tage dort bleiben und am 20. mit dem Zuge um 4 Uhr eintreffen würde. Das war heute, und 3 Uhr war es bereits durch, als er den Brief erhielt. Er konnte sich nur eilig in die Elektrische setzen und zur Bahn fahren, wollte er noch rechtzeitig da sein, um den Onkel zu begrüßen. Während er durch die lange Allee dahinsaukte, die Langfuhr von Danzig trennt, zog in flüchtigen Umrissen an ihm die Zeit vorüber, die er als Kind dort verbracht und die späteren Urlaubstage als Kadett und als Offizier. Was ihm, vorzüglich bei den letzten Besuchen, Ulfhehnen, das alte Stammgut seines Onkels, besonders lieb gemacht hatte, war seine Rusine Erika gewesen, sein guter Spielkamerad aus der Kadettenzeit, das Mädchen, das seinem Herzen schon oft einen schnelleren Schlag entlockt hatte.

Bei Erika blieben denn auch seine Gedanken haften. Ob sie wohl noch so schlank und anmutig, so lebensprühend und warmherzig war, wie sie in seiner Erinnerung lebte? Zwei Jahre hatte er sie nicht gesehen. Es war immer etwas dazwischen gekommen, wenn er nach Ulfhehnen hatte reisen wollen. Hatte er aber Urlaub gehabt und melbete sich an, dann waren die Verwandten verreist gewesen und es wurde wieder nichts daraus. Heute nun, wo er sich ungeduldig fragte: bringt er Erika mit oder nicht? packte ihn eine förmliche Sehnsucht nach der Jugendfreundin. Jetzt stand er auf dem Bahnsteig, und nun rollte auch der Zug ein.

Richtig, da war sie, die blonde Erika mit den muß-

braunen Augen und den Grübchen in Kinn und Wangen. Sie nickte strahlend, und hinter ihr stand der Onkel und rief ihm herzlich zu: „Famos, daß du hier bist! Nun schaffe uns rasch einen Kofferträger und hilf der Eri ihre sieben Sachen aus dem Abteil nehmen.“

Das geschah denn auch unter Lachen und Scherzen. Sie hatten sich sofort wieder in das kameradschaftliche Verhältnis hineingelebt, in dem sie aufgewachsen und sich zu Hause fühlten. Ja, es war das alte, und doch hatte sich noch etwas Neues hineingemischt, das wurde Karl Friedrich und Erika bewußt, als sie beim gemeinsamen Mittagsmahl im Hotel sich gegenüber saßen. Es zeigte sich bei dem jungen Mädchen in dem schnellen Wechsel ihrer Farben, in einer gewissen Befangenheit und in dem Gemisch von Jubel und Bangigkeit, das sie erfüllte.

Karl Friedrich aber wurde sich klar, daß Erika, diese frische Heideblume, in seinen Augen innerlich und äußerlich alle jungen Damen seiner Bekanntschaft weit überstrahlte. Willig gab er sich ihrem Zauber hin und merkte kaum, wie rasch die Zeit dahinslog. Er hatte vom Onkel gehört, daß sein alter Freund, der heute abend die Gesellschaft gab, auch den Grafen und Erika eingeladen hatte, so stand denn noch ein weiteres Zusammensein in Aussicht, und er verhehlte es sich nicht, daß ihn dieser Gedanke unbeschreiblich glücklich machte.

Ueber zwei Stunden hatte man so verplaudert, das Gespräch brachte immer neuen Stoff, alte Erinnerungen wurden ausgekratzt, Gegenwärtiges berührt und von Zukünftigem in der Stille geträumt. Da erschien der Kellner mit den Zeitungen und legte sie auf den Tisch. Der Graf nahm sie und sekte den Kneifer auf. „Ich will doch mal sehen, ob was Neues aus Südwest drin ist. Du hast doch auch den Bericht über das Gefecht bei Dwikotorero gelesen?“

„Ja,“ Karl Friedrich sagte es kurz, fast schroff. Er war um einen Schein blasser geworden.

„Böse Geschichte das,“ fuhr der Onkel fort, „hat viel braves Blut gekostet, und kann einen neuen Transport nach drüben zur Folge haben.“

„Ich werde mich melden, um mit hinüberzugehen.“

Ruhig und fest hatte Karl Friedrich die Worte gesagt, obgleich es wie ein Sturm durch seine Seele ging, als er auf Erika blickte.

Ihre Lippen zitterten, und erschrocken sahen ihn die Neugierigen an.

Der Onkel aber polterte los. „Laß dir nur solchen Unsinn nicht einfallen, hast hier Aussicht auf gute Karriere und alles mögliche Begehrenswerte, und willst das alles im Stich lassen, um dich mit den Schwarzen herumzuprügeln! Nimm mir nicht übel, Junge, aber das ist eine ganz überspannte Idee.“

„Kennst du das überspannt, wenn der deutsche Offizier seinen Aufgaben getreu, dem Rufe folgt, der ihn zu seinen bebrängten Kameraden hinzieht?“

Karl Friedrichs Stirn hatte sich gerötet. Er fühlte sich in seinen Empfindungen verletzt, und etwas wie Kampfbereitschaft bligte aus seinen Augen.

Der Onkel wehrte ab. „Es sind doch genug andere, die hingehen können, warum brauchst denn gerade du es zu sein?“

„Weil ich erfaßt habe, daß es eine heilige Pflicht für uns ist, den bebrängten Deutschen zu Hilfe zu eilen,“ antwortete der junge Offizier in steigender Erregung, „weil ich es wie ein innerliches „muß“ empfinde, drüben an der Seite der Kameraden und des Freundes zu beweisen, daß ich nicht nur für die Parade da bin, sondern auch im Kampf und bitteren Ernst meinem Soldatenrocke Ehre machen will.“

Der Graf rückte unruhig auf seinem Stuhle. Er wußte nicht recht, was erwidern, und griff daher ein Wort heraus, gegen das er nun energisch loszog. „Na ja, da haben wir die Erklärung! An der Seite des Freundes heißt es. Das ist natürlich Arxel, mit dem warst du ja immer so intim, und der hat dir nun von drüben so viel vorposaunt, bis du nun auch in sein Horn stößt.“

Karl Friedrich stand auf. Er wollte das Gespräch, das anfang sich zuspitzen, abbrechen. „Axels Brief, den ich heute morgen bekommen habe, ist nicht die Veranlassung meines Entschlusses, er hat mich nur in meiner Absicht herüberzugehen bestärkt, das hat aber auch in gleicher Weise der heutige Bericht über das Gefecht getan.“ Er griff nach seiner Mütze. „Du erlaubst wohl, daß ich mich empfehle, es wird Zeit für die Gesellschaft.“ Der Graf war ebenfalls aufgestanden und trat dicht vor seinen Neffen.

„Hast du dein Gesuch, nach Afrika zu gehen, schon bei deinem Kommandeur eingereicht?“ fragte er.

„Noch nicht, aber es wird in zwei Tagen geschehen, wenn der Oberst zurückkommt.“

Der Graf hielt ihm die Hand hin. „Na, dann bist du ja noch nicht gebunden und wir können den Himmelsstürmer noch einmal beim Schlafittchen kriegen und festhalten, daß er nicht durchbrennt. Schlag ein und versprich mir, daß du dir's nochmal vernünftig überlegen willst.“

Zögernd legte Karl Friedrich seine Hand in die dargebundene Rechte. „Ueberlegen will ich's, aber es kommt dabei doch nichts anderes heraus. Ich werde tun, was mir mein Herz und meine Soldatenpflicht gebietet.“

Untwirsch drehte sich der Graf um. Karl Friedrich wandte sich an Erika, die stumm und blaß dem Gespräche gefolgt war.

„Sprich ein gutes Wort für mich beim Onkel, Heideblume! Weiß Gott, es würde mir keine Ruhe lassen, wenn ich sehe, wo die Kameraden so nötig Hilfe brauchen, mich nicht zum Herübergehen melde. Nicht wahr, darin berstest du mich?“

Sie antwortete ihm darauf nicht, sie sah ihn nur mit angstvoll traurigen Augen an. „Es ist so schrecklich zu denken, daß du so weit weg gehen könntest und gar in den Krieg.“ Ihre Worte, ihre umflorten Augen sagten ihm deutlich, daß sie ihn liebte, daß sie um ihn bangte. Das erfüllte ihn mit Jubel. Er küßte innig ihre Hand. „Auf Wiedersehen in einer Stunde, und dann sprechen wir uns noch, Erika, liebe, kleine Heideblume!“

Und sie sprachen sich, sprachen sich auch ohne Zeugen. Karl Friedrich hatte sich diese Viertelstunde zu erobern gewußt. Das heutige Beisammensein mit Erika hatte ihm zum Bewußtsein gebracht, daß sie ihm mehr, viel mehr noch war als nur eine Jugendfreundin, daß er sie von ganzem Herzen liebte, und daß er ihr das sagen wollte und mußte, ehe er hinaus zog zum ersten Kampf. Es war ein musikalisches Fest, zu dem sie eingeladen waren. Aufstehend wogten die Töne eines glänzenden Musikstückes durch den Saal. Polsterfische, von hohen Blattpflanzen laubenartig umgeben, bildeten in den Fensternischen lauschige Plätze, ganz dazu geschaffen, um sich träumend dem Eindruck der Musik hinzugeben, oder zu zweien die Töne auf sich wirken zu lassen und dann die Meinung darüber auszutauschen.

In solch einer Nische, einer kleinen Welt für sich, saßen der junge Offizier und seine Heideblume. Sein stürmisches Herz wollte nicht länger mit dem zurückhalten, was es ganz erfüllte, und der Augenblick schien ihm wie dazu geschaffen, wer konnte wissen, ob sich in den nächsten drei Tagen noch eine solche Gelegenheit bieten würde. Mit

nur wenig Worten, stürmisch und innig, in verhaltener Glut hatte er ihr gesagt, wie teuer sie ihm sei, und wie seine ganze Seele sich danach sehne, daß aus der Jugendfreundin für ihn die geliebte Braut werde. Aufjubelnd hatte er gesehen, wie ihre Wangen sich bei seinen Worten immer höher färbten, wie ihre Augen, die traumberloren in die Ferne blickten, immer heller strahlten, und als er jetzt geendigt hatte und flüsternd fragte: „Was antwortet mir meine Heideblume,“ da sagte sie ihm leise aber mit unbefehrblicher Innigkeit: „Ich habe dich lieb, von ganzem Herzen lieb und will dein sein.“ Um ein Haar hätte er alles vergessen, was um ihn herum war und hätte sie sofort an sich gezogen. Aber er beherrschte sich, und seine Stimme klang förmlich jauchzend, als er ihren Namen rief. Es war gut, daß die Musik jetzt besonders rauschend erklang, sie übertönte völlig diese stürmische Gefühlsäußerung des jungen Offiziers, und freundlich verbarg vor Unberufenen die tiefe Mißfähe und das grüne Laubendach den Handkuß und den innigen Blick, den die Beiden austauschten.

„Nun bist du mein, nun halte ich dich fest,“ lächelte sie ihn an.

„Für immer! Mit Leib und Seele dein!“ gab er ihr zur Antwort.

„Jetzt darfst du auch nicht in den Krieg, jetzt gehörst du ja mir.“ Siegbewußt und strahlend sah sie ihn an. Er fluchte, eine Wolke zog über den Sonnenschein der Stunde. „Ich gehöre dir, süße Heideblume, ob hier, ob drüben im Dornenlande, allzeit dein treuer Reiter.“

Hatte sie denn recht gehört? Das war doch einfach undenkbar, was er da sagte! Sie gab unbewußt die hingebende Haltung auf und rückte sich gerade. „Du willst doch nicht sagen, daß du auch jetzt noch im Sinn hast herüberzugehen?“

„Möchtest du mich denn wankelmütig wissen, heute so, morgen so gesonnen? Nein, Erika, ich bin treu in meiner Liebe, treu in meinem Beruf.“

„Den kannst du auch hier erfüllen,“ ereiferte sie sich.

Auch er wurde erregt. „Der Ruf der bedrängten Kameraden nach Hilfe hat mich zu dem Entschluß gebracht, an ihrer Seite für die deutschen Brüder einzutreten, das habe ich euch heute fest erklärt, mein Liebesglück darf daran nichts ändern.“

„Dann kannst du mich gar nicht lieben.“ Tränen standen in ihren Augen.

„Erika!“ Seine Stimme klang vorwurfsvoll aber voll Herzlichkeit. „Du mußt doch den Mann, den du liebst, verstehen, und wenn du das nicht kannst, ihm wenigstens vertrauen, daß er nach bestem Gewissen handelt. Ist man zu der inneren Ueberzeugung gekommen, dahin gehörst du, da ist jetzt deine Aufgabe, wo du beweisen sollst, daß Kameradschaft, Treue, Aufopferung nicht Worte sind, mit denen wir unseren Soldatenstand herausputzen, sondern daß sie Leben und Wahrheit für uns wurden, die wir durch die Tat bekräftigen müssen, auch wenn es gilt, Opfer, schwere Opfer zu bringen.“

Erika hielt den Blick gesenkt; das große Denken und Empfinden, das aus des geliebten Mannes Worten sprach, packte und erschütterte sie, aber ihr lag, was er ihr sagte, noch zu fern, sie konnte sich nicht zu seinem Standpunkt emporreden und klammerte sich nur ängstlich an dem Verlangen, um jeden Preis den Geliebten hier zu behalten. Traurig schüttelte sie den Kopf, aber sie wußte ihm nichts zu antworten.

Da fuhr er gärtlich fort: „Du wirst mich mit deinen Gedanken und deinem Gebet begleiten, ob auch das Weltmeer dazwischen liegt, wir werden uns doch eins wissen. Erika, die Gewißheit deiner Liebe ist ein Segensschatz, den

ich mit hinausnehme, und wenn ich drüben durch Kampf und Gefahren, durch Not und Entbehrung gehe, dann wird es mir die Kräfte stärken, zu wissen, die Heideblume ist mein, ihre lieben Hände falten sich für mich."

Er schwieg und sah sie erwartungsvoll an. Fand sein Wort denn keinen Widerhall in ihrem Herzen? Aber Erika hatte nur den einen Gedanken, er darf nicht herübergehen. Ihre Lippen zuckten, es klang fast wie Schmollen, als sie sagte: „Ich kann das aber gar nicht ertragen, dich so weit weg zu wissen und in solchem schrecklichen Krieg! Wenn du mich wirklich lieb hast, dann bekommst du's auch nicht fertig, jetzt nach Afrika zu gehen!"

Das Blut stieg ihm heiß zu Kopf. „Erika, du bist kein Kind mehr, das nur seine Wünsche durchsetzen will, du mußt dich auch in die Seele des Mannes hinein-denken, dessen Gefährtin und guter Kamerad du werden willst."

Das klang fast wie ein Befehl, wenigstens erschien es dem hübschen Blondkopf so. Vergöttert von dem Vater, verhätschelt von den Brüdern, war es nur die Mutter, die diesem Verziehen einen gewissen Zügel anlegte, aber ihr führender Einfluß fehlte in dieser Stunde. Das verwöhnte Kind, das noch nicht das Aufgeben der eigenen Wünsche gelernt hatte, haute sich von selbstfüchtiger Liebe, Sehnsucht und Trost einen Wall auf, hinter den es sich verschlangte. Erika warf den Kopf zurück. „Du hast recht, ich bin kein Kind mehr, darum weiß ich, was ich will" — sie hielt einen Augenblick inne, ihr Herz pochte zum Zerspringen, sie wollte, sie mußte ihn zurückhalten, er liebte sie ja und würde sie nie aufgeben — so wirbelte es durch ihren Kopf, und ohne weiteres Besinnen, in fliegender Hast, sagte sie: „Wähle, Karl Friedrich, eins oder das andere — die Braut oder Afrika."

Er erhob sich. Ernst und kühl stand er ihr gegenüber.

„Ich sehe ein, daß wir uns nicht verstehen. Der gereifte Entschluß eines Mannes wird nicht umgeworfen, wenn das Mädchen, das er liebt, nicht gewillt ist, ihm auf der Bahn zu folgen, die er sich vorgezeichnet hat. Ich gehe nach Afrika."

Mit einem Kraftakkoord schloß das Musikstück, brausender Beifall erhob sich, die Gesellschaft drängte in den Saal und zu den Künstlern.

Erika fühlte sich wie betäubt, es war ihr, als ob sie durch Karl Friedrichs Antwort ins Bodenlose gestürzt wäre. Sie hatte es nicht für möglich gehalten, daß sich ihr der stets willige Jugendfreund entziehen könnte, und hatte nicht daran gedacht, daß diese zwei letzten Jahre aus ihm den Mann gemacht hatten. Ihr schwinbelte, sie legte die Hand über die Augen, und als sie sie wieder sinken ließ und aufblickte, war Freiherr von Wildert nirgends zu sehen. Sie trafen sich den Abend auch nicht mehr, nur beim Fortgehen tauchte er noch einmal auf. Er empfahl sich seinem Onkel und entschuldigte sich, wenn er am nächsten Tage nicht herankäme, um nach seinen Wünschen zu fragen, er sei dienstlich verhindert.

„Über abends bist du doch frei, da kannst du doch kommen."

Karl Friedrich zögerte, antwortete dann aber ruhig: „Da werde ich kommen."

„Na und bis dahin hast du dich auch wohl wieder zurecht gefunden und deine Afrikamarotte aufgegeben."

„Nein, Onkel, in drei Tagen kommt der Kommandeur zurück, dann melde ich mich für Afrika." Er hatte dabei auf Erika geblickt, die blaß und müde neben ihrem Vater stand. Er sah, wie sie die Lippen fest zusammenpreßte, ihr gesenkter Blick hob sich nicht. Der alte Herr aber brummte etwas von „Unsinn" und „Schwärmerideen", meinte dann aber wieder freundlich: „Na, drei

Lage hast noch zum überlegen. Es ist Hentersfrist, benutze sie."

Karl Friedrich kam es vor, als ob er um etliche Jahre älter geworden sei, als er zu später Stunde seiner Wohnung zuschritt. Er hatte sich durch einen schmeren Kampf gerungen, hatte blutende Wunden davon getragen, aber er ging erhobenen Hauptes, er hatte das Bewußtsein, recht gehandelt zu haben. Das Mädchen, das ihm Lebensgefährtin sein sollte in guten und bösen Tagen, mußte sein Handeln verstehen, mußte sich mit ihm begeistern können und bereit sein, persönliche Opfer zu bringen. Das hatte Erika, seine Erika nicht gekonnt! Er biß die Zähne zusammen, es war eine harte Enttäuschung, denn er liebte Erika heiß und innig, auch in diesem Augenblick, wo er sie aufgab.

Am nächsten Abend, als er im Hotel nach Graf Hartung fragte, berichtete ihm der Portier, daß die Herrschaften vor einer Stunde abgereist wären und übergab dem Offizier einen Brief.

Der Onkel schrieb: „Fatale Geschichte das, ich bekomme eben ein Telegramm, daß mein Inspektor schwer erkrankt ist, da muß ich nach Hause und nach dem Rechten sehen. Lebwohl, alter Junge, mache keine Dummheit, sondern benutze die Hentersfrist zu verständigem Nachdenken. Laß Dich bald einmal bei uns sehen.“

Dein Onkel

Hans Graf Hartung."

Der junge Offizier ließ den Brief in die Tasche gleiten und wanderte langsam heimwärts durch die prachtvolle Allee nach Langfuhr. Der Weg war weit, er merkte es gar nicht, er hatte so viel, so viel zu denken!

Ein paar Tage später trug Karl Friedrich seinem Kommandeur die Bitte vor, sein Gesuch, den Krieg in

Südwest mitmachen zu dürfen, zu befürworten. Es gab etwas Hin- und Herreden, denn das Regiment trennte sich ungern von einem jungen Offizier von Freiherr von Wilberts Schläge, aber schließlich war die Sache doch ganz nach Wunsch geordnet, und mit der erbetenen Befürwortung seines Obersten ging Wilberts Gesuch den dienstlichen Weg.

Die Kameraden bedauerten lebhaft sein baldiges Aufschneiden. Die meisten von ihnen fingen an sich selbst immer lebhafter für die Vorgänge in Südwest zu interessieren, und mehr als einer erklärte: „Es kann sein, daß ich es Ihnen bald nachmache, je mehr man sich mit den Nachrichten von drüben beschäftigt, desto mehr packt es einen. Wer weiß, wie viele von uns Leibhusaren sich mit der Zeit da drüben zusammen finden.“

„Ja, kommen Sie nach, meine Herren! Auf gute Kamerabschaft allerwege!“ Karl Friedrich hob sein Glas, „auf Wiedersehen im Dornenlande!“

### 5. Ade, lieb Heimatland.

In ungeduldiger Erwartung zählte Karl Friedrich die Tage bis zu seiner Einberufung, und in gleicher Weise erwarteten die Unteroffiziere Lumb und Fahlto, die sich für Afrika gemeldet hatten, sehnsüchtig auf die Einreihung in den nächsten Transport.

„Haben der Herr Leutnant noch immer nicht gehört, wie's mit uns steht,“ erkundigte sich Lumb wieder und immer wieder bei dem Freiherrn.

Der schüttelte den Kopf. „Kein Mensch weiß, wann wir herankommen. Es ist rein zum Auswachsen dies Warten, wenn man immer wieder von Gefechten hört und nicht dabei sein kann!“



„Stimmt, Herr Leutnant, stimmt! Ich habe so manchmal gedacht, die sind alleweil schon allein mit allem fertig geworden, wenn wir endlich angerutscht kommen.“ Der junge Offizier machte eine abwehrende Bewegung. „So schnell und leicht geht das nicht mit den Hereros, wir werden noch ein gut Stück Arbeit vorfinden.“

Das Gesicht des Unteroffiziers hellte sich auf, um doch gleich wieder nachdenklich zu werden: „Wenn sie uns nur nicht vergessen haben beim Overtkommando,“ meinte er.

„Unsinn!“ beruhigte Karl Friedrich, „es wird schon halb genug die Reihe an uns kommen. Ende Mai oder Anfang Juni soll ein Transport gehen.“

„Wenn wir man da bloß mitkommen,“ seufzte Lund, und wie ein Echo klang es durch Karl Friedrichs Herz — wenn wir man da bloß mitkommen!

Und die Einberufung kam. Ein sonniger Matttag wars, so recht ein Jubeltag für Mensch und Kreatur, und die Einberufenen jubelten auch in der Freude, daß die Wartezeit nun endlich vorbei war. Doch der eine von ihnen trauerte, trauerte so tief, daß er den Kopf in die Rissen seines Bettes vergrub, um das Schluchzen zu verdecken, das er nicht bewältigen konnte. Es war Fahlto. Er lag im Lazarett, hatte sich bei einem Sturz mit dem Pferde am Tage vorher das Bein so stark verstaucht, daß er unmöglich mit ausrücken konnte. Das war Pech für ihn, und der arme Kerl fühlte es schwer, aber was half's! Er mußte sich damit trösten, mit dem nächsten Transport vielleicht doch noch mitzukommen.

Freiherr von Wilbert hatte seinem Onkel schriftlich die Einberufung mitgeteilt und erhielt umgehend Antwort. — „Wenn der Mensch nicht hören will, nun dann muß er eben fühlen und selbst seine Erfahrungen machen,“ hieß es in dem Briefe, „paß auf, du wirst dich noch oft genug nach den Fleischtopfen Aegyptens zurücksehen.“

Na, jeder ist seines Glückes Schmied, und drein reden läßt sich eben die Jugend nicht, das habe ich dieser Tage auch erst wieder an Erika erfahren, die rundweg eine der besten Partien hier ausschlug, und nicht mal dazu zu bewegen war, den Freier auf Wartezeit zu setzen, die Entscheidung hinauszuschieben. Ein schneidiger Kerl bist du schließlich doch, und was mir neulich mal dein Kommandeur über dich schrieb, hat mich aufrichtig gefreut. Nimm meine herzlichsten Wünsche mit, komm bald wieder, und pflücke dir drüben ein paar tüchtige Vorbeerzweige. Das Mädel, die Erika bestellt dir auch einen Gruß, sie läßt den Kopf ein bißchen hängen; ich glaube, die Geschichte mit dem abgewiesenen Freier, wo ich ihr ordentlich zugeseht habe, liegt ihr noch in den Gliedern.

Uebrigens ist es ja möglich, daß mein alter Freund, Oberst Deimling, auch in Munster ist, er schrieb mir lezt, daß er in den nächsten Wochen herübergehen würde; dem bestelle einen schönen Gruß von

Deinem alten Onkel.“

Leutnant von Wilbert und Unteroffizier Lund waren sehr rasch nach der Einberufung nach dem Truppenübungsplatz Munster abgereist. Dahin strömten alle die Freiwilligen, die sich für Afrika gemeldet hatten, und die der nächste Transport herüberbringen sollte. Das gab nun in den ersten Tagen dort ein originelles, buntes Bild ab, denn alle Uniformen waren hier vertreten. Bald aber waren die Mannschaften eingekleidet, und auch die Offiziere hatten ihre Sachen erhalten.

Außerst praktisch eingerichtet ist die Tropenuniform. In den hellbraunen Reiterstiefeln mit den angeschnallten Sporen stecken die grauen Manchesterhosen. Von gleichem Stoff, ebenso gerippt und von gleicher Farbe ist der Rock, um den ein breiter hellbrauner Lebergurt geschnallt wird,

an dem die Felbflasche und die Patronentaschen hängen. Kragen und Aufschläge sind blau mit Silbertreffen und Silberknöpfen, die die Kaiserkrone tragen. In Afrika jedoch legen Offiziere und Mannschaften diese Kragen und Aufschläge ab und sind dann in der sandfarbenen Kleidung aus der Ferne gar nicht vom Erdboden zu unterscheiden. Den Kopf schützt der graue, blau eingefasste Tropenhut, den die schwarz-weiß-rote Kolarbe auf der einen Seite in die Höhe hält. Als Waffe dient, außer dem kurzen Seitengewehr, das Gewehr Modell 98. Kräftige Messer gehören noch zur Ausrüstung, auch haben verschiedene Unteroffiziere sehr gute Ferngläser erhalten. Viele von ihnen, auch etliche Mannschaftsleute, führen einen Revolver bei sich oder die neuerdings bevorzugte Browner-Pistole.

Karl Friedrich erhielt zu seiner freudigen Ueberaschung noch mit ein paar freundlichen Worten ein Abschiedsgeschenk von seinem Onkel. Es war eine treffliche Browner-Pistole, äußerst leicht und handlich. „Mit den sieben Patronen im Rahmen kannst du dich noch bis zuletzt wehren, wenn du etwa den schwarzen Kerls in die Finger geraten solltest,“ schrieb der alte Herr.

In warmen Worten dankte der Nefte, er bestellte zugleich auch die Grüße des Oberst Deimling und teilte dem Onkel mit, daß der Oberst als Kommandeur des zweiten Regiments am 1. Juni auf Dampfer Nachen in Hamburg vom Peterfenquai aus nach Brüben fahren würde. Er selbst, sowie Lund, ein Unteroffizier seines alten Regiments, wären der 1. Kompagnie des 2. Feldregiments zugeteilt, die unter Führung des Hauptmann Klein mit demselben Dampfer fortgeschickt würde.

Das Leben der Schütztruppe, die für Südwest bestimmt, bringt auf dem Truppenübungsplatz das Vorspiel des kriegerischen Treibens, eine Vorübung für

Südwestafrika. Meistens sind es schwierige Momente, wie sie der Krieg gibt, und wie sie gerade jetzt zu erwarten stehen, die bei den Übungen zu Grunde gelegt werden.

Heute schlugen „die Reiter,“ wie der Mann bei der Südwest-Schutztruppe genannt wird, ein Lager auf, und führten die Pferde auf die Weide. Sie legten ihnen an den Vorderbeinen hölzerne Spannfesseln an, so wie es in Afrika gemacht werden muß, wo die Tiere bei der Mittagsrast oder im Lager nicht angepflöck werden können, und dann hieß es — „abkochen!“

Eine Szene, wie sie sich in jedem Manöver abspielt, entwickelte sich rasch. Aber im schönsten Moment ging der Traum zu Ende. In tollem Knattern umprasselten plötzlich die Schüsse der anderen Abteilung — der gedachten Hereros — die fröhlich Schmausenden, die sich nun in den Fall hineinversetzen mußten, daß ihr Lager von Hereros überfallen sei. Heißhah! Wie sie alle aufsprangen, Kochtöpfe und Essen im Stich ließen, nach den Waffen griffen und zu den Pferden eilten, um gerüstet zu sein, sich gegen die Bande zu verteidigen!

Die Pferde einzufangen, das war nun freilich nicht so ganz einfach, denn die Tiere, die weder die Spannfesseln noch das Schießen gewöhnt waren, gebärdeten sich wie unsinnig. Das eine hatte seine Bande gesprengt und saulte davon; seine vierbeinigen Gefährten strebten, trotz der gefesselten Beine, wohl oder übel dem Durchbrenner nach. Das wurde eine tolle Jagd. Lund hatte sich sofort auf sein ungesatteltes Pferd geworfen und stürmte nach. Er gab ein hübsches Bild ab, der schneidige Unteroffizier! Roß und Reiter zeigten sich wie aus einem Guß. Lunds geschmeidige Gestalt schien sich jeder Bewegung des Pferdes anzupassen, und doch sah man, daß er die bestimmende Kraft war, die den Gaul regierte. Es währte auch nicht

lange, so hatte er den Ausreißer eingefangen und kam triumphierend mit ihm zurück.

Wilbert sah ihn ankommen. „Na, Lund, es ist ein Glück, daß es nicht die wirklichen Hereros waren, die uns überfielen, sonst hätten Sie uns allein das Vergnügen gelassen, uns mit den Kerls herumzubalgen,“ meinte er fröhlich, „Sie schossen ja gleich wie so ein Pfeil dabon, ich dachte schon — auf Nimmerwiedersehen.“

Das hübsche, frische Gesicht des Unteroffiziers sah unvergüt aus. „Es war das reine Plaisir den Gaul einzukriegen, aber zehn solche Säule hätten mich nicht weggekriegt, werns hier Ernst gewesen wäre mit den Hereros.“

Karl Friedrich lachte. „Das will ich meinen, der Lund wird sich's nicht nehmen lassen, dabei zu sein, wo's knallt. Uebrigens bis wir den Kerls gegenüber stehen, haben sich unsere braven Pferde wohl schon an allerhand Dinge gewöhnt, die sie jetzt noch aufregen.“

„Stimmt, Herr Leutnant, stimmt,“ gebrauchte Lund wieder seine Lieblingsredensart, „es wird schon alles in Schick kommen.“ — Um Sonntag war Abendmahlsfeier. Lund hatte das seiner „Mutti“ geschrieben. Er wußte, sie war bei ihm mit ihren Gedanken und ersuchte für ihren Jungen Gottes Segen für den Abendmahlsgang.

Es war eine schöne, erhebende Feier, zu der die Truppe vollständig erschienen war. Der Ernst der nächsten Zeit trat deutlich vor Augen, und machte die Herzen doppelt empfänglich für das Gotteswort und den Segen der heiligen Stunde. Oberst Deimling nahm die Truppen noch einmal zusammen. In kurzen, kernigen Worten, wie das seine Art ist, sprach er zu seinen Reitern: „Es ist etwas Ernstes um den Krieg,“ sagte er, „und schwer sind die Gefahren und Entbehrungen, denen ihr entgegengeht, das ist euch allen klar. Aber ihr wißt auch, daß ihr einen Herrgott über euch habt, ohne dessen Willen euch nichts

geschehen kann. Es ist erhebend zu sehen, mit welcher Begeisterung ihr jungen Krieger auszieht, freudig und opferwillig. Von dem glühenden Streben befeelt, etwas Tüchtiges zu leisten, seid ihr bereit, wenn es sein muß, auch mit dem Tode die Treue zu besiegeln. Haltet daran fest, wenn ihr durch Kampf und Not müßt. Ihr wißt, daß von den Freiwilligen, die sich für Afrika gemeldet haben, niemand genommen wird, der eine Strafe verbüßt hat. Es soll eine auserwählte Truppe sein, die drüben in Mannszucht und Tapferkeit dem deutschen Namen Ehre macht. Das bedenket wohl und handelt danach! Gott mit euch, meine Reiter!“

Einen Augenblick blieb es still, dann brauste ein dreimaliges Hurra jubelnd durch die Lüste. Deimling winkte den Leuten zu, und wandte sich dann um. Er war selbst bewegt und den Widerhall seiner Worte las er auf dem Gesicht des jungen Freiherrn von Wilbert, der wenige Schritte von ihm stand und ihm vor kurzem die Grüße seines alten Freundes übermittelt hatte. Er ging auf ihn zu. „Nun, Ihnen sehe ich es an, Sie haben nicht nur meine Worte gehört, Sie haben sie auch mitgeföhlt. Es tut wohl, wenn man das von solchem jungen Kameradengesicht ablesen kann.“

Es war ein warmer Herzenston, in dem der Offizier antwortete: „Wen sollte das nicht packen, solche Stunde, solche Worte, solche ernste Aufgabe!“

Deimling nickte. „Größere Anforderungen und ernstere Zeiten wecken die Kräfte der Menschen und dabei entwickelt sich auch alles Große und Edle, das sie, oft sich selbst unbewußt, im Inneren stecken haben. Ja, Gott segne unsere jungen Krieger und unsere Waffen, und führe alles zu einem guten Ende.“

In der letzten Mainacht rückte die für den Transport bestimmte Schutztruppe von Munster aus. Die Bewöl-

terung war, trotz der mittlernächtlichen Stunde, herzu geströmt, und bildete gleichsam Spalier für die Abrückenden. Sie wollten ihnen noch ein letztes Lebewohl, ein herzliches „Glück auf“ zurufen. Sie hatten Fadeln mitgebracht, und der rote Schein warf seine flackernden Lichter hin und her. Hier und da wurde noch ein Lebewohl ausgetauscht, „auf Wiedersehen“ hieß es, „kommt gesund zurück,“ wurde gerufen und endlose Hurra begleiteten die Truppen bis zur Bahn, wo sie eingeladen wurden und nach Hamburg abfahren.

Im Morgengrauen kamen sie an und gingen sofort auf den Dampfer, der am Petersen-Kai lag. Es gab gleich viel zu tun, das Einrichten der Mannschaften in den Kojen, das Verladen der Pferde, die mitgenommen wurden, und hundert andere Dinge, so daß die Mannschaften an Bord gehalten wurden und nur ausnahmsweise dem einen oder dem anderen Urlaub erteilt werden konnte. Zu diesen Glücklichen gehörte Unteroffizier Lund. Seine Eltern waren beide nach Hamburg gekommen, um ihrem Jungen Lebewohl zu sagen und ihn abfahren zu sehen. So eilte der Unteroffizier denn jetzt beflügelten Schrittes durch Hamburgs Straßen bis zu dem bezeichneten Gasthause, von dem die Mutter ihm geschrieben hatte, daß sie ihn dort mit dem Vater erwarten würde. Das Herz ihres Ältesten war heute von widerstreitenden Gefühlen erfüllt. Jubelnd und mit feuriger Begeisterung blickte er auf die Aufgabe, die vor ihm lag, und dabei konnte er sich einer gewissen Wehmut nicht erwehren, wenn er an den Abschied von der Heimat und von den Seinen dachte. Jetzt bog er um die Ecke. Da standen Vater und Mutter schon vor der Thür des Gasthauses. Frau Lund hatte den Liebling sofort ins Auge gefaßt, und, gleichgültig gegen alle die fremden Menschen, die so geschäftig auf der Straße hin und her huschten, war sie flinken Schrittes zum Sohne geeilt,

hatte dessen beide Hände ergriffen und sah strahlend an ihm in die Höhe, während ihr ein paar helle Tränen über die Wangen liefen.

„Junge, mein Junge, wie siehst du stattlich aus,“ kam es in heller Bewunderung von ihren Lippen. Aber ihr Blick glitt dabei nur flüchtig über die schmutze Tropenuniform des Sohnes, er haftete nur an dem lieben, blühenden Gesicht ihres Ältesten, das ihr unter dem breiten Tropenhut so anziehend erschien, daß sie meinte, alle Leute auf der Straße müßten staunen über den hübschen Burschen. Das war wohl eine verzeihliche mütterliche Eitelkeit, um so erklärlicher, weil der Unteroffizier wirklich in der kleidsamen Uniform unter dem malerischen grauen Filzhut wie das verkörperte Bild blühenden Lebens aussah. Auch über des Vaters Gesicht glitt ein befriedigtes Lächeln, als auch er herantrat, dem Sohn die Schulter klopfte und ihn herzlich begrüßte. Ihr Ältester hatte genug zu tun, auf alle Fragen zu antworten, als die Eltern ihn in die Gaststube hineingezogen hatten und er zwischen beiden auf dem fleischnigen Sofa saß. Die Mutter gab seine Hand gar nicht frei, sie überließ auch bald genug das Neben und Fragen ihrem Manne. Sie war zufrieden damit, wenn sie ihren Liebling — das Haupt ihrer sieben — dicht neben sich hatte. Daran wollte sie sich halten, daran sich freuen und nicht weiter denken, was die nächsten Stunden bringen mußten.

„Na, Hans,“ meinte der Vater jetzt, „und einen schönen Gruß an die Wendelows müßt du auch mitnehmen. Die sind doch da drüben irgendwo in Afrika?“

„Stimmt, Vater, stimmt,“ und der Sohn strich nachdenklich über seinen grauen Moßschopf wieder und immer wieder, als wollte er dort einen unsichtbaren Fleck wegwischen, und tat das doch nur in der Zerstretheit, ganz mechanisch, ohne recht zu wissen, was er machte.

„Ich habe mir das neulich auf der Landkarte angesehen, wie ich mal den Schulmeister besuchte. Das Ding, das Afrika, ist doch mächtig groß. Der Schullehrer hat mich da zurecht gewiesen und mir auch gezeigt, wo mein Junge mit dem Schiff ankommen soll. So was von „Mund“ war's.“

„Swatopmund,“ half Hans ein.

„Mächtig! Und dann hat er mir auch alle die großen Städte auf der Wandkarte gewiesen, die der Hauptmann Franke befreit hat. Aber mein Junge, solche verdrehte Namen behalte ich mein Lebtag nicht, das ist ja purament zum Zungen zerbrechen.“

„Wart nur, Vater, wenn ich dir erst von drüben schreibe, dann wirst du da schon heimisch werden und auch die Namen behalten,“ behauptete der Sohn. „Uebrigens, was dir der Schullehrer da vorerzählt hat von großen Städten, das ist alles Mumpitz; so was gibt's drüben nicht, schreiben die Kameraden, auch keine richtigen Flüsse, so wie bei uns, na, wir werden ja sehen, wie es ist, und ich schreibe euch genau und oft, so viel ich Zeit habe.“

Die Mutter drückte ihm die Hand, der Vater blieb noch bei seinen Gedanken und bei der Wandkarte in der Schulstube haften.

„Mächtig groß ist da unten unsere Kolonie, der Schulmeister sagt, wohl dreimal größer als Deutschland soll's sein, aber am Ende triffst du doch mit den Wendelows zusammen!“

„Dann sein — es kann auch nicht sein“ — der Sohn faltete nachdenklich das Zeitungsblatt in immer neue Kniffe — „man ist ja nicht sein eigener Herr drüben, sondern geht, wo man hingeschickt wird. Wir wissen ja gar nicht mal, wo Wendelows ihre Farm haben, und dann auch —“ er zögerte einen Augenblick, sah auf den Vater, als erwarte er, daß der reden sollte, und als dieser schwieg,

setzte er hinzu: „Ihr seid ja damals mit solchem Krach auseinander gekommen, ich meinte, ihr wolltet — nie mehr was von einander wissen.“ . . . Fragend blickte er jetzt auf die Mutter; der Name Wendelow hatte lange nicht in Gegenwart des Vaters genannt werden dürfen, und daß er jetzt selbst einen Gruß an die Familie bestellte, konnte der Sohn gar nicht verstehen. Wenn der Vater das nicht aufklärte, so sollte die Mutter es tun.

Die tat denn auch ihrem Ältesten den Willen. „Ja, siehst du, das waren böse Geschichten, die der alte Wendelow gemacht hat, aus reinem Brotneid hatte er deinem Vater Ehre und Reputation abgeschnitten, hatte Dinge von ihm erzählt, an denen kein Wort wahr ist und hat“ . . .

„Laß gut sein, Mutter,“ wehrte der Unteroffizier mit finster zusammengezogenen Brauen ab. „Ich weiß das ja alles. Meinst du, ich hätte vergessen, wie schwer mir das damals wurde, daß es so kommen mußte. Wenn ich auf Urlaub bei euch war, dann gab das allemal so eine richtige Freude, wenn ich mit den Wendelowschen Söhnen zusammen war, und die Annelies, ihre Schwester“ . . . Er brach ab, lehnte sich im Stuhl zurück und mißhandelte das arme Zeitungspapier immer ärger.

„Ja, die Annelies, das liebe Ding,“ nahm die Mutter das abgebrochene Wort auf, „achtzehn Jahre war die, als es den Krach gab, und die Augen soll sie sich rot geweint haben darüber. Wir durften doch dazumal nicht zusammenkommen, und früher, da hatte ich so manchmal gedacht, mit der Annelies und mit dir“ . . .

„Mutter, laß die alten Geschichten,“ fuhr der Unteroffizier heftig dazwischen. Es hatte eine Zeit gegeben, wo er gemeint, es gar nicht überwinden zu können, daß ihm das herzige Mädchen, die Anneliese, so plötzlich und unerwartet entrückt war. Er hatte die Neigung zu ihr fest in seinem Herzen verschlossen, und vertrug es noch heute

nicht, daß man daran rührte. Ablenkend sagte er daher: „Du wolltest mir erzählen, wie es gekommen ist, daß der Vater mir jetzt einen Gruß an Wendelows mitgibt.“

„Ja, siehst du, Junge, das kam so. Der Onkel Jobst hat viel an dem Vater herumgeredet, hat ihm vorgestellt, daß er doch auch — na, sagen wir, ein bißel sehr hitzig gegen Wendelow vorgegangen ist, so daß der schließlich Reißaus genommen hat und mit Rind und Regel nach Afrika rübergegangen ist. Wo er nun eigentlich sitzt, das wissen wir nicht, wir haben neulich nur mal gehört, daß der Alte krank wäre und es wohl nicht mehr lange machen würde. Da hat der Jobst nun erst recht zu predigen angefangen, und hat gemeint, der Vater müsse nun partu mit seinem Herrgott ins Reine kommen mit der Geschichte und müsse dem Wendelow vergeben, damit der ihn nicht vor seinem himmlischen Vater verklagen tät, daß er seine Christenpflicht nicht gehalten hätt.“

Der Tischlermeister hatte während dieses ganzen Gesprächs am Fenster gestanden und den beiden den Rücken zugewandt. Jetzt drehte er sich um. „Ich kann nun wieder mein Vaterunser beten und stoße nicht mehr an der Bitte „Vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unsern Schuldigern“ — sagte er ernst, fast feierlich. „Das würde ich gern dem Wendelow schreiben und bitten, mir zu verzeihen, daß ich damals wie ein Berserker gegen ihn losgewütet habe. Vielleicht hörst du drüben, wo er eigentlich steckt, dann soll's losgehen mit dem Briefschreiben an ihn. Am besten wär's, du könntest ihm das all' sagen. Am Ende kommst hin.“

Gebankenverloren wiederholte Lund: „am Ende komme ich hin.“ Er seufzte unwillkürlich. „Darauf können wir nicht rechnen,“ sagte er dann ruhig, „aber ich verspreche mein Möglichstes zu tun, um ausfindig zu machen, wo sie leben. Das hatte ich mir so wie so vorgenommen. Gebe

Gott, daß sie glücklich durchgekommen sind beim Aufstande.“

Der Vater trat an ihn heran. „Junge, ich fühl's mehr und mehr, es würde mir ein Stein vom Herzen fallen, wenn's wieder in Ordnung käm' mit dem Wendelow und mir. Wir waren doch mal ganz gute Freunde und — na — Schuld hatten wir wohl beide.“

Hans drückte seinem Vater die Hand, fest und warm. „Ich werde das Menschenmögliche tun, um sie auszufinden. Herr Gott, zu denken, daß ich da drüben mit ihnen zusammenträfe, und daß alles wieder richtig in die Reihe käm!“ Das Blut schoß ihm ins Gesicht, er stand auf, rückte seinen Rock zurecht und griff nach dem Hut.

„Ich muß in den Dienst,“ erklärte er, mit einem Blick auf die Uhr. „Aber in einer Stunde kommt ihr wohl nach. Ich kann euch noch das Schiff zeigen, und dann — na — ihr bleibt doch bis zuletzt!“

„Ja, Hans, versteht sich,“ antwortete der Vater.

Der Frau Meistern war zu Mut, als ob ein eiserner Reifen sich fester und fester um ihre Brust schnürte. Das Atmen wurde ihr schwer, sie umarmte ihren Kellerten und hielt ihn fest umschlungen. „Junge, mein Junge, halt dich brav, und Gott mit dir,“ murmelte sie. Dann schluchzte sie laut auf, nahm des Sohnes Kopf in ihre beiden Hände und sagte mit tränenerstickter Stimme, „Vater und ich, und auch die Kleinen, wir beten früh und spät, daß er unseren Kellerten behüten möge an Leib und Seele, denk auch du daran, daß du dich allzeit zu deinem Gott hältst.“

In des Sohnes Augen standen Tränen, aber er drängte sie mannhaft zurück. „Vertrau nur auf Gott, Mutti, der wird's mit uns allen schon so machen, wie's gut ist. Ich hab mein Sach in seine Hand gelegt und bin unverzagt.“

Die Mutter wollte antworten, aber der Vater trat dazwischen. „Geh nur, Hans, geh, daß du den Dienst nicht versäumst.“

Die Mahnung fand volles Verständnis bei der Frau, die ihr Leben lang an der Pflichttreue festgehalten hatte. Ihre Arme lösten sich vom Hals des Sohnes. Sie selbst schob ihn jetzt weg, und ihm liebevoll zunickehend, erklärte sie: „Ich finde mich schon wieder zurecht, mein Junge! Nachher da draußen auf dem Schiff beim Abschiednehmen werde ich ganz tapfer sein! Du sollst dich deiner Mutter nicht zu schämen brauchen vor deinen Kameraden.“

Vater und Mutter standen am Fenster und sahen ihrem Ältesten nach, wie er raschen Schritts die Straße entlang ging! Wie sie ihn liebten! Wie sie stolz auf ihn waren! Und wie sie beteten, daß Gott ihn behüten möge!

Eine Stunde später empfing Hans die Seinen an der Schiffsbrücke auf dem Petersen-Kai. Der Dampfer war mit bunten Flaggen bis über die Toppe geschmückt. Bewegtes Leben herrschte. Auf der Landungsbrücke wie auf Deck des Schiffes, überall sah man die frischen jungen Reiter in der Tropenuniform.

„Ich zeige euch das Schiff, wir haben noch eine halbe Stunde Zeit, bis wir antreten müssen,“ erklärte Hans. Der Vater schüttelte den Kopf. „Daß das man, mein Sohn. Auf so einem Wörmann-Dampfer bin ich schon mal gewesen, da kenne ich mich aus, aber die Pferde möchte ich sehen, die interessieren mich. Das liegt mir noch im Blut von der Zeit her, wie ich bei den Ulanen stand.“

„Und mich mußt in deine Kammer bringen,“ bat die Mutter, „damit ich weiß, wo mein Junge steckt hier auf dem großen Schiff.“

Ueber das Gesicht des Unteroffiziers glitt ein flüchtiges Lachen. „Extrakammern für unsereinen gibt's hier nicht, aber ich will euch in unsere große Schlafkabine

führen.“ Es ging schmale Treppen hinab in die unteren Räume des Schiffs. Uebereinander, zu dreien aufgebaut, standen da die Lagerstätten; unter jedem Kopfkissen steckte der Korkengürtel, der Rettungsapparat bei einem Schiffsunglück.

„Hier, das ist meine Bettstatt,“ erklärte Hans und wies auf eine der oberen Lagerstätten.

Frau Lund trat heran.

„Junge weißt du noch, wie deine Mutter jeden Abend an dein Bett kam, als du noch so ein kleiner Bursche warst, und wie sie da mit dir betete?“

„Werd das nie vergessen, Mutti!“

Die Frau Meistern hatte wohl kaum die leise Antwort des Sohnes gehört. Sie stand in Gedanken verloren da, denn die Zeit zog an ihr vorüber, wo sie ihrem Ältesten die runden Kinderfinger zum Gebet gefaltet, wenn sie ihn Abends zur Ruhe gebracht hatte. Jetzt legte sie ihre Hand wie segnend auf das eiserne Bettgestell, und in gleicher Weise wie damals, wenn der kleine Bursche sein Nachtgebet gesprochen hatte, sagte sie nun:

„Gott behüt' dich in der Nacht,  
Seine Engel halten Wacht!“

Ernst und feierlich klangen die Worte, der Mutter Segensbitte bewegte tief den jungen Unteroffizier, schweigend drückte er ihr die Hand.

„Na, Junge, nun bring uns zu den Pferden,“ erinnerte der Vater, „sonst kriege ich die nicht mehr zu sehen.“

Sie stiegen die Schiffstreppe wieder hinauf, und Hans führte sie zu den Verschlägen, die für die Pferde gemacht waren. Sie standen in langen Reihen, und um durch die Schwankungen des Schiffs nicht umgeworfen zu werden, in einer Box, die so eng war, daß das Tier sich nicht legen konnte. Vor sich hatte es die Krippe, am Kopfe

daß Zaumzeug und auf dem Rücken den Sattel. Es waren kleine, aber sehr dauerhafte Pferde, Masuren, die das Weidewutter gewöhnt waren. Die meisten von ihnen steckten den Kopf neugierig über ihre hölzerne Krippe heraus, knabberten an ihrem Heu und schienen sich trotz der engen Behausung recht wohl zu fühlen.

Das alte Kavallerieinteresse kam beim Vater zum Durchbruch. Er fing eine eingehende Musterung an und konnte sich besonders nicht von einem Rappen mit zierlichem Kopf und langer Mähne trennen. Sein Ältester hatte ihm gesagt, daß das sein Liebling sei, daß er ihn in Munster geritten habe, und daß er hoffe, ihn nachher dauernd zu bekommen. Da mußte nun der alte Man selbst noch einmal genau Rücken, Sprunggelenk und Huf des Tieres prüfen. Der Sohn war, wie der Vater, ganz bei der Sache. Da hörte er dicht hinter sich die Stimme seines Leutnants: „Na, Lund, das sind wohl die Eltern, die noch sehen wollen, wie ihr Sohn es auf dem Schiff hat?“

Lund stand stramm. „Zu Befehl, Herr Leutnant, man sieht sich doch gern noch mal, ehe es weggeht.“

Der junge Offizier grüßte freundlich. „Ich will nicht stören,“ sagte er und schritt rasch vorüber. Mit einem heimlichen Seufzer murmelte er dann Lunds Worte vor sich hin — „man sieht sich doch gern noch mal, ehe es weggeht!“

Er war auf Deck gegangen, da zögerte plötzlich sein Fuß, und eine heiße Blutwelle stieg ihm bis in die Schläfen. Auf der Schiffsbrücke stand Oberst Deimling, schüttelte seinem alten Freunde, Graf Hartung die Hand und begrüßte Erika, deren Blick — er sah es genau — suchend über das Schiff glitt und ihn jetzt erfaßt hatte. Er konnte nicht anders, er mußte herangehen.

„Das hast du dir wohl nicht träumen lassen, uns hier zu finden,“ rief der Graf Karl Friedrich entgegen. „Das

Mädel, die Erika, hatte den klugen Einfall, daß es recht angebracht wäre, wenn ich meinem Freunde noch bei der Abfahrt persönlich meine guten Wünsche brächte. Daß sie mich aber nicht allein reisen ließ, das verstand sich von selbst, und da können wir ja nun alle beide dir auch noch Lebenswohl sagen und alles mögliche Schöne wünschen.“

Karl Friedrich antwortete etwas von Dank und Freude, und fragte dann, ob er den Verwandten nicht das Schiff zeigen dürfe.

Erika hatte er nur flüchtig gegrüßt. Einen Augenblick hatte ihre Hand in der seinen geruht, einen Augenblick waren sich ihre Blicke begegnet, dann aber besuchte jedes von ihnen krampfhaft an dem anderen vorbei zu sehen.

Oberst Deimling entschuldigte sich noch bei dem Grafen für eine kurze Zeit, da er noch dienstlich sehr in Anspruch genommen sei, und übertrug seinem Leutnant vorläufig allein die Führung der Herrschaften. Der unterhielt sich nun angelegentlich mit dem Onkel und spielte seine Rolle als Fremdenführer sehr gut, denn auf alles machte er aufmerksam, nichts vergaß er, und wie ein Strom flossen ihm die Worte von den Lippen. Er wollte damit die innere Unruhe betäuben, sowie die Sehnsucht, die sein Herz immer gewaltiger packte, wenn er verstoßen in das liebe, heute so blasse Gesicht an seiner Seite sah und auf die braunen Augen, die in dieser Stunde gar nicht so sonnig strahlten, wie es sonst ihre Eigentümlichkeit war, sondern ganz verträumt in die Ferne sahen.

„Wann kommst du in Swakopmund an?“ hatte sie ihn nur einmal gefragt, und er hatte ihr darauf geantwortet, daß das wohl Ende des Monats sein würde. Dann war sie wieder in ihr Schweigen versunken.

„Mädel, du tust ja nicht den Mund auf, und bist doch eigentlich solch ein Pferdenarr,“ wandte sich der Vater an



sie, als sie die Offiziersmesse durchwandert hatten und nun an den Ställen der Pferde entlang gingen.

Erika schrak wie aus einem Traum erwachend, zusammen. Sie lächelte, aber das sah müde und wehmütig aus. „Ich glaube,“ meinte sie, und wies auf die graue Wolkendecke, „der trübe Himmel hat mich angesteckt. Mir fehlt ein Sonnenstrahl, das muß es wohl sein, was mich niederbrückt.“

Ihre Augen streiften Karl Friedrich, sein ernster Blick mochte wohl eine berebte Sprache ausdrücken, die sie gut verstand, denn ihr Gesicht war gleich darauf wie in Purpur getaucht.

„Jetzt müßt ihr noch die Mannschaftsräume sehen, da geht es in den untersten Kabinenraum,“ erklärte der junge Offizier.

Sie stiegen die engen Treppen herab. „Willst du mir deine Hand erlauben, Erika,“ bat er. „Es ist hier so dümmrig und die Stufen so schmal, du könntest einen Fehltritt tun. Onkel, ich darf wohl auch dich hier zuerst herunter führen.“

„Daß das nur,“ wehrte der Onkel, „ich kenne das, ich bin oft genug auf solchem Schiff herumgeklettert, aber auf das Möbel paß auf, daß die sich nicht den Fuß verletzt.“

Karl Friedrichs Rechte umschloß fest Erikas kleine Hand, während er sie sorglich stützte.

Von unten her kam die Treppe herauf ein Reiter. Er sang mit etwas unsicherer Stimme: „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus, und du mein Schatz bleibst hier.“

Da brach der Mann plötzlich ab, es war, als ob ihm etwas in die Kehle gekommen sei, oder vielleicht hatte er den Offizier bemerkt.

Ganz unbewußt, aber von einem unwillkürlichen Ge-

fühl getrieben, hatte sich Karl Friedrichs Rechte fester um die Hand des geliebten Mädchens geschlossen. Er fühlte wie sie zitterte, als der Reiter das Lied sang, sah Tränen in ihren Augen, und fragte leise: „Zürnst du mir noch, Erika?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Du wirst verstehen lernen, was mich bewegt, und was mich zu den bedrängten Kameraden treibt.“ Wie verhaltener Jubel und wie Siegesfreudigkeit klang es aus seiner Stimme.

Sie sah ihn an mit großen, tränenfeuchten Augen, so lieb, so lieb! Sprechen konnten sie nicht, ihr Mund zuckte.

„Antreten!“ scholl das Kommando von oben herab, und „antreten!“ wurde unten in den Kabinen laut hallend wiederholt. Die Reiter griffen nach ihren Gewehren und drängten die Treppe herauf.

Der aufdämmernde Augenblick des Glücks war für den jungen Offizier vorbei, der Dienst rief, und die eiserne Pflicht schob sich gebietend zwischen ihn und einer letzten Aussprache. Er geleitete den Onkel und Erika noch auf Deck, wo Oberst Deimling ihnen eben entgegenkam. Er selbst eilte über die Schiffsbrücke auf den Platz, dem Schiff gegenüber, wo eben die Kompagnie antrat.

Frisch und begeistert, und dabei doch ernst und gehalten war die Stimmung der Scheidenden, das las man auf ihren Gesichtern, und das fand sein Echo auch bei den Zurückbleibenden.

Schmetternd spielte die Regimentsmusik bald frische Märsche, halb ernste Volkswaisen. Dann Kommandorufe. Die Offiziere nahmen ihre Plätze vor der Front ein, der kommandierende General erschien und schritt die Reihen ab.

„Kameraden,“ so begrüßte er sie, „im Namen Seiner

Majestät soll ich euch ein Lebewohl sagen." Dann sprach er in warmen, zündenden Worten von der Aufgabe, die ihrer wartete. „Lebt wohl, Kameraden, und behüte euch Gott," so schloß die kurze Rede, die in das brausende Hoch auf den Kaiser ausklang.

Hauptmann Klein, der Führer der Kompagnie, antwortete. Er gab im Namen seiner Reiter die Zusicherung, daß sie alle, vom ersten bis zum letzten, bereit seien, begeisterten Mutes und mit deutscher Tapferkeit die Treue zu halten bis zum äußersten, als brave Söhne Deutschlands freudig zu kämpfen und auch freudig ihr Blut dahingugeben, und mit dem Lode die Treue zu besiegeln. Brausend und jubelnd klang, als er geendigt hatte, das vielstimmige Hurra der Krieger, die Bekräftigung der Worte ihres Führers.

„Rehrt — ohne Tritt — abmarschirt," lautete das Kommando.

Als Unteroffizier Lund an dem Platz vorbeikam, wo seine Eltern standen, wußte er sich einen Augenblick aus den Reihen und trat an sie heran.

Der Vater legte ihm die Hand auf die Schulter, sprechen konnte er nicht, auch die Mutter suchte vergebens ein Wort hervorzubringen. Sie hielt seine beiden Hände und sah ihn in stummem Schmerz an.

„Mutti," tröstete er, „du behälst doch deine sieben — immer — immer." Dann machte er sich los.

„Gott behüte dich," schluchzte die Mutter.

Die Kompagnie war zum Schiff zurückgekehrt unter den Klängen der Regimentsmusik. Wie durch einen Zauber Schlag belebte sich jetzt der Dampfer. An allen Schiffsteilern kletterten graue Gestalten hinauf, sie saßen dort Posto, schwenkten die Hüte und riefen Grüße herüber. In der Mitte des Schiffs standen die Offiziere, an der Reeling in dichten Reihen die Unteroffiziere und Mann-

schaften. Oberst Deimling verabschiedete sich an der Schiffsbrücke von Graf Hartung und Erika.

Leutnant von Wilbert trat grüßend heran, er hielt dem Onkel die Hand hin. Der war bewegt, umarmte den Neffen und küßte ihn auf beide Backen. „Ein Eigensinn bist du, aber doch ein lieber, prächtiger Mensch," murmelte er. „Gott behüt dich, komm gesund wieder, dann sollst du mit Büllerschüssen in Ulkehen empfangen werden, alle Fahnen sollen flattern, und wir wehen mit den Lüchern bis wir nicht mehr können." Er hatte sich ganz in Feuereifer geredet um seine Nührung zu verbeden.

„Onkel, ich danke dir für das warme Wort und für die Liebe, die du mir zeigst," sagte der junge Offizier und schüttelte ihm die Hand. „Ihr könnt versichert sein, daß ich mein heiliges Versprechen halten werde — Getreu bis in den Tod." Sein Blick ruhte bei den letzten Worten auf Erika. Sie wußte, daß dies Gelübde nicht nur als Soldat gesprochen war, sondern, daß es auch ihr galt, das mischte den Jubel in ihren Abschiedschmerz.

„Gott schütze dich, Karl Friedrich, lieber Karl Friedrich," flüsterte sie, „auf Wiedersehen!" Die Stimme versagte ihr.

„Ja, auf Wiedersehen hier oder droben. Wie es auch kommen mag, — getreu bis zuletzt."

Der junge Offizier hatte es nur ihr verständlich gesprochen. Er küßte ihre Hand, und ein Blick heißer Liebe umfakte ihre lebende Gestalt.

Erika nahm die roten Rosen aus ihrem Gürtel, und wie sie die Blumen in seine Hand legte, dünkten sie ihm ein Treupfand ihrer Liebe. Aber die Zeit drängte, noch ein letzter Gruß, dann eilte er über die Schiffsbrücke den anderen Offizieren nach. Den ganzen Tag war der Himmel bedeckt und grau gewesen, jetzt brachen Sonnenstrahlen durch und beleuchteten das Schiff.

„Muß i denn — muß i denn —“ spielte die Musik, und das Lied zitterte in Wonne und Schmerz durch das Herz des schlanken blonden Mädchens, das den weißen Spitzenschal hoch in die Lüfte wehen ließ, und die Tränen zurückdrängte, damit sie klaren Auges bis zuletzt dem nachblicken konnte, an dem ihr ganzes Herz hing.

Die roten Rosen steckten in seinem Knopfloch, den Hut hatte er grüßend abgenommen, und dabei fiel ein heller Sonnenstrahl auf sein jugendfrisches Gesicht. Neben Erika stand Frau Lund mit ihrem Manne. Der Mutter Augen waren umflort, sie sah alles nur wie durch einen Nebelschleier, aber sie hatte doch bemerkt, wie das Schiff sich von Minute zu Minute dichter bevölkerte, wie alle diese blühenden, jugendfrischen Gestalten sich dort hin und her bewegten.

„Da ist er ja, Junge, mein Junge!“ rief sie ganz laut. Niemand achtete auf ihren Ausruf, jeder hatte mit sich zu tun. Der Dampfer stieß einen schrillen Pfiff aus, das ging den Zurückbleibenden durchs Herz wie ein scharfer Stich.

Die Schiffsbrücke wurde weggenommen, der Dampfer setzte sich in Bewegung, langsam, zögernd. „Auf Wiedersehen,“ scholl es vom Schiff, und „auf Wiedersehen“ klang es als Echo zurück. Der löhrende Ruf verschlang die Klänge der Musik, wie das Schluchzen, das sich in den Abschiedsgruß mischte. Die Hüte winkten, die weißen Tücher flatterten, und in den Abschiedsgruß hüben und drüben wurde eine Welt von Liebe und Sehnen gelegt.

Zischlermeister Lund biß die Zähne zusammen und wehte immer energischer mit seinem Tuche, je näher er daran war, die Fassung zu verlieren. Seine Frau hielt ihn krampfhaft bei der Hand, sie weinte still, aber herzbrechend.

Wie magnetisch nachgezogen folgte die Menge am Ufer dem Schiffe, das halb schneller dahinglitt.

„Hier links abbiegen, Erika, dann schneiden wir einen Bogen ab, und sehen das Schiff noch einmal,“ rief der Graf der Tochter zu, und schlug mit ihr die bezeichnete Richtung ein. Der Menschenstrom wogte nach, mit ihm Tischlermeister Lund und seine Frau. Sie erreichten das Ufer, als das Schiff vorüberglitt.

„Vater ich sehe unseren Jungen, und er winkt mit dem Hut, er hat uns gesehen,“ frohlockte unter Tränen Frau Lund.

Erika stellte sich auf die Fußspitzen, sie ließ ihren langen weißen Spitzenschal weithin flattern. Vom Schiffe grüßten sie rote Rosen und mit ihnen ein Sonnenstrahl der Liebe, der über das Weltmeer Brücken schlug und die Herzen verband.

## 6. Nach Swatopmund.

Dreiundzwanzig Tage mit der ganzen Compagnie, mit Pferden und allem, was dazu gehört, auf einen verhältnismäßig kleinen Raum eingepfercht zu bleiben, das hatte im Grunde genommen nichts Verlockendes für eine Leben sprühende Natur wie Unteroffizier Lund es war, aber diese Wochen gingen schneller hin, als er erwartet hatte.

Die Seekrankheit, dies blasse Gespenst, das den Menschen, wenn es ihn richtig packt, völlig entnerbt für die Tage und trübe Stimmungen in seinem Gefolge hat, konnte seinem gefunden Körper und Geist nichts anhaben. Er war einer von denen, die wider mithalfen, daß die Kameraden, so viel als möglich sowohl von der Seekrankheit, wie vor kopfhängerischen Gedanken bewahrt blieben. Das war nun eine ganz besondere Methode, nach der man auf dem Schiffe gegen diese bösen Feinde arbeitete. „Nur nicht dem Unbehagen nachgeben, nur nicht gleich

alle Tiere von sich strecken und sich in die Kojen verkriechen, dann ist man gleich verloren," hieß es. Danach wurde gehandelt.

Die Gefunden, denen das Schaukeln des Schiffes nichts antun konnte, hielten gleichsam Wache über ihre anderen Kameraden, die wurden mit oder ohne ihren Willen aus den Kojen hervorgeholt, auf Deck komplimentiert und mußten „mitmachen“, wie sie es nannten.

Das heißt nun nichts anderes, als sie müssen sich nicht nur an den Turn- und Schießübungen beteiligen, die auf Deck vorgenommen werden, sondern sie sollen auch bei den Spielen tätig sein, die eingerichtet werden als Ersatz für die körperliche Bewegung, die ihnen auf dem Schiffe fehlt. Dazwischen wird dann auch wieder ein Lied gesungen, das kräftig aus den frischen jungen Kehlen bringt und weit- hin über das Meer schallt. Auch regelmäßiger Dienst ist in solcher Ueberfahrtszeit angelegt. Vor allem nimmt die Pferdepflege etliche Stunden in Anspruch, denn die Tiere sollen nicht nur sorgsam gepuht und gestriegelt, gefüttert und getränkt werden, sondern sie müssen auch täglich auf Deck bewegt werden.

Das alles und noch mancherlei heitere Kurzweil füllte die Tage aus.

Wendts saßen, standen oder lagerten die Reiter dann in dichten Gruppen auf Deck, freuten sich an den springenden Fischen, den mächtigen Wellen, die ihre Schaumkronen an dem Bug des Dampfers brachen, und dem hellen Silberstreifen, den der Mond über das wogende Meer breitete. Woller noch als zu anderer Zeit scholl in solchen Stunden der Chorgesang der Reiter. Volkslied reihte sich an Volkslied, bald heitere Weisen, bald tiefernste, wehmütige Worte; auch einen oder den anderen der alten, wohlbekannten Choräle hörte man singen, und das Klang gar feierlich über das stille Weltmeer hinaus. Frischer Mut und Kampfes-

lust, Heimatinnern und stillen Beten, Liebe und Sehnen, alles, was ein braves Reiterherz bewegt, das eben Abschied von der Heimat genommen hat und Kampf und Gefahren entgegengeht, das lag in diesem Gefange.

Unteroffizier Lund liebte diese Stunden, seine kräftige Stimme mischte sich immer volltönend in das Singen, seinen Augen entging nichts von alle den eigenartigen Schönheiten, die der Meerespiegel bot, aber daneben zogen nicht nur der Heimat Bilder an ihm vorüber, sondern es tauchte auch ein liebes, herziges Mädchen Gesicht vor ihm auf, das jubelte ihm entgegen aus dem fernen Afrika, das winkte und grüßte, und er fragte sich dann immer wieder: „Werde ich sie finden? Werde ich sie wiedersehen, die Unnelies und die Lieben in der Heimat?“ Sein Leutnant hörte gern das Singen. Er kam oft zu ihnen, wenn sie ihre Lieder anstimmten, und Lund hatte es bald herausgefunden, daß es ein Lied besonders war, das seinem Leutnant gefiel. „Muß i denn, muß i denn zum Städtele naus Und du, mein Schatz bleibst hier,“ was die Musik gespielt hatte, als sie vom Dampfer aus den Zurückbleibenden den letzten Gruß zugewinkt hatten. Er sorgte nun auch ganz getreu dafür, daß der Freier das immer zu hören bekam. Einmal war es geschehen, daß die Reiter nur den ersten Vers gesungen hatten, und durch irgend einen Zufall war dann ein anderes Lied angestimmt worden. Da hatte der junge Offizier scherzend zu Lund gesagt: „Sie nehmen es doch mit allen Dingen so genau und so gründlich, warum lassen Sie denn das den Leuten durch, daß sie ein Lied anfangen und nicht zu Ende bringen? Den Schluß von dem Dinge, den dürfen sie nicht weglassen.“

„Der Herr Leutnant meinen das vom „Wiederkommen“ und von „der Hochzeit?“ Lund tat sehr unschuldig bei der Frage, es kam ihm dabei nicht recht geheuer mit

seinem Leutnant vor, aber er war seiner Sache durchaus nicht sicher.

Erst als der Freiherr ihm antwortete: „Ja, so was Ähnliches kommt wohl darin vor,“ und dabei so nachdenklich aufs Meer hinausblickte, da huschte ein vergnügtes Lächeln über Lunds Gesicht. Er dachte sich sein Teil, aber ließ sich selbstverständlich nichts merken. Im Gesang war just eine Pause eingetreten. „Kameraden,“ rief er, „wir haben vorhin gerade das Beste weggelassen, das müssen wir nachholen,“ und mit heller Stimme setzte er ein:

„Wenn i komm, wenn i komm,  
Wenn i wiederum komm,  
Kehr i ein, mein Schatz, bei dir.  
Wenn du dann, wenn du dann  
Noch mein Schätzele bist, Schätzele bist,  
Dann soll die Hochzeit sein.“

Leutnant von Wilbert lehnte über die Brüstung des Schiffs und blickte auf die tanzenden Wellen, aber er sah nichts davon. Er hörte nur auf das Lied, und die Worte zauberten vor seinem inneren Auge eine liebe, liebe Stunde. „Durch Kampf zum Siege,“ sagte er sich. Der letzte Ton verhallte. Karl Friedrich richtete sich auf, winkte den Reitern noch einen Gruß zu und ging dann auf die andere Seite des Schiffs. — — —

Untenwegs legte der Dampfer nur einmal an, und zwar am siebenten Tage in Madeira, um Kohlen einzunehmen. Die Offiziere gingen unterdessen an Land, und auch Lund erhielt mit etlichen Kameraden die Erlaubnis dazu. Die paradiesisch schöne Welt hier versetzte ihn in helles Erstaunen. Leichtfüßig erklimm er mit einigen Kameraden eine der Berghöhen, holte sein Fernglas heraus und weidete sich an dem herrlichen Rundblick. Schwierig war der Abstieg. Der Weg war mit faustgroßen runden Kieselsteinen gepflastert, die so glatt waren, daß die Leute

dort den Weg meist in kleinen Holzschlitten, die sie mit Stecken leiten, herunterlaufen. Das gab nun ein lustiges Klettern. So mancher lag dabei mal auf der Nase, wurde weiblich ausgelacht und rächte sich durch ein fröhliches Necken. Wie die Gensden kletterten sie auf dem kürzesten Wege herunter und langten wohlbehalten auf dem Dampfer an. „Die Kletterpartie war eine Vorübung für Südwest,“ meinte Lund, „da soll es ja auch oft ein ganz beträchtliches Gelände geben. Da werden wir über die Felsstücke wohl noch anders springen müssen.“

Am dreiundzwanzigsten Tage nach der Ausreise hieß es — „Swatopmund in Sicht!“ — Hallo! Wie da alles auf Deck stürzte! Offiziere, Unteroffiziere und Reiter, alle standen sie da! Wer ein Fernglas besaß, bewaffnete sich damit und aller Augen blickten gespannt nach dem Streifen Land, der sich zeigte. Aber da war nichts von einer schönen, tropischen Landschaft zu erblicken. Ein wasser- und vegetationsloser Gürtel — die Namib — lagerte sich vor der ganzen Längenausdehnung unserer Kolonie, daher sah man jetzt, so weit das Auge reichte, nur eine rötliche Sandwüste ohne jeglichen Baumwuchs. Im Vordergrund zeigten sich die niedrigen Häuser von Swatopmund, die beinahe an das Weihnachtspielzeug aus den Holzschachteln erinnerten. Im Hintergrunde ragten einige granitene Bergspitzen aus dem Sandmeer hervor — und über dem Ganzen brütete die grelle afrikanische Sonne.

Swatopmund ist kein Hafen, nur eine offene Kreebe. Um das Landen und Leichtern bei der hohen Dürung zu ermöglichen, hat man vor Jahren als Wellenbrecher eine Mole gebaut. Die war aber jetzt arg versandet, so daß die Boote dort nur schwer landen konnten. Langsam näherte sich der Dampfer. Lund strengte seine Augen über alle Maßen an, um noch etwas besonders Schönes zu entdecken. Da legte sich eine Hand auf seinen Arm:

„Na, Lund, das gefällt Ihnen wohl?“ hörte er seinen Leutnant sagen.

Der Unteroffizier ließ das Glas sinken, nahm eine dienstkliche Haltung an und meinte: „Zu Befehl, Herr Leutnant, aber was ich so sagen wollte, ich habe mir das Ding da“ — und er zeigte auf Swakopmund — „doch anders gedacht.“

„Wird wohl manchem so gehen,“ antwortete der junge Offizier und blickte nachdenklich in die schäumende Brandung, „aber es wird auch noch anders kommen, und dann — zum Kämpfen sind wir hergeschickt, und nicht zum Vergnügen.“

Lund nickte. „Ja wohl, Herr Leutnant, so soll's sein. Man immer frisch drauf los!“

Das Landen war nicht so einfach. Ein kleiner Dampfer kam heran, nahm die Ankömmlinge auf und brachte sie durch die schäumenden Wellen dem Ufer näher. Die letzte Strecke wurde teils auf kleinen Booten, teils auf dem Rücken von Eingeborenen, teils wadend zurückgelegt. Wohl behalten, aber von unten bis oben vom Wellenschlag durchnäßt, hatten Offiziere und Reiter die Landungsschwierigkeiten überwunden und setzten nun in Swakopmund den Fuß auf afrikanischen Boden. Das war nun auch wieder keine freundliche Hafensstadt, wie so manch einer sich das wohl ausgemalt hatte, sondern nur ein Ort von etwa vierzig bis fünfzig meist einstöckigen Häusern. Sie waren alle von Backsteinen erbaut und sahen, weiß angestrichen, recht proper aus. Dazwischen lagen die Warenhäuser, in denen der Mensch alles, was er zum Leben braucht, kaufen kann, auch Wirkhäuser und Hotels luden zur Einkehr ein. Als Stern erster Größe von Swakopmund winkte am Strande das Grand Hotel Bismarck. Die Offiziere fanden dort ihr Unterkommen, und mit ihnen Karl Friedrich Freiherr von Wilbert.

Unteroffizier Lund hatte die ersten Stunden noch allerschwerd zu tun. Das Ausladen der Pferde, die vom Dampfer auf einer Art Brahn herübergeschafft wurden, bot viele Schwierigkeit. Die Tiere, von Angst ergriffen vor der zischenden und schäumenden Brandung, sträubten sich energisch, den Dampfer zu verlassen und machten den Reitern viel zu schaffen. Ebenso viel Mühe kostete es, die Pferde dann wieder zum Verlassen des Brahns zu bewegen. Die ruhelosen Wellen, die sich mit ihren Schaumkronen am Ufer brachen und dann wieder zurückrollten, waren den Tieren etwas so Ungewohntes, daß sie nur teils ängstlich schnaubend, teils widerwillig sträubend, sich dem bitteren Muß fügten, durch das unheimliche Wasser an das Ufer zu gelangen. Nur teilweise konnte heute die Ausladung der Pferde durchgeführt werden. Der nächste Tag war auch noch dazu bestimmt, und wer weiß, ob man schon am übernächsten die ganze Ladung des Dampfers „Machen“ an Land haben würde.

Für heute war Schluß gemacht. Unteroffizier Lund hatte, wie er sich mit einer gewissen Befriedigung zugestand, „tüchtig geschuftet“ und war nun „riesig neugierig“, sich den Ort einmal genauer anzusehen.

Der Bahnhof, eins der größten Gebäude, sah ganz stattlich aus. Über die Bahn — du lieber Himmel! Lund sah sich die Spurweite ganz genau an, nur 60 Zentimeter! Und da stand so ein Zug, der eben wegbeordert werden sollte, um Kameraden und Probiant in das Innere des Landes zu schaffen. Der Unteroffizier schüttelte den Kopf. In dem Zuge war ja nur ein einziger gedeckter Personenzugwagen eingestellt. Wer darin nicht untergekommen war, hatte in den offenen Boren auf Mehl- oder Hafersäcken Platz nehmen müssen. So, jetzt piff die kleine Lokomotive, und fort ging's in den Wüstensand der Namib hinein. Die Kameraden, deren Thron die Mehlsäcke bildeten,

schwankten lustig den Hut und winkten ihm zu. Er grüßte lebhaft wieder. Zugleich aber drängten sich ihm die heimlichen Bilder auf von dem Verkehrsleben auf den Bahnhöfen dort. Alle Wetter! Da ging's anders zu, na, dies hier, das war mal so ganz was Apartes!

Ein Kamerad, der hier angestellt war bei der Bahn, trat an ihn heran. Er musterte ihn einen Augenblick, streckte ihm dann die Hand hin, helle Freude in den Zügen. „Das muß der Hans Lund sein aus Schlessien, mit dem ich auf einer Schulbank gefessen habe! Ist das aber prächtig!“ lautete die herzliche Begrüßung.

Der Unteroffizier hatte sich rasch umgedreht, den Sprechenden einen Augenblick nachdenklich angesehen, dann aber war auch in seinen Augen helle Freude aufgeblüht. „Wahrhaftig, das muß der Peter Lachmann sein!“ rief er vergnügt. „Merl, du warst so ein schwächlicher Knirps, wie wir bazumalen zusammen waren und du mir immer so brav bei meinen Exempeln durchhalfst! Das vergesse ich dir nicht! Aber wiedererkannt hätte ich dich nicht, wenn du mich nicht angeredet hättest.“

Lachmann reckte sich. „Glaub's wohl, ich habe etwas zugelegt an Körperfülle. Hätte es damals nicht gedacht, daß ich es noch mal zum Unteroffizier bringen würde. Ich war ja man so ein Zwirnsfaden, dem sie gern was am Zeuge stielten. Aber, wer mich da immer herausgehauen hat, das warst du. Der Hans Lund sprang immer für den Schwächeren ein.“

„Selbstverständlich, das tut ja ein jeder,“ mehrte Lund, „das ist Kameradschaft!“ Er klopfte dem Kameraden auf die Schulter. „Ist doch eine wahre Freude, gleich bei der Landung im schwarzen Erdteil so einen Jugendfreund aus der Heimat hier zu finden!“

Arm in Arm gingen die beiden nun an der Bahn entlang. Sie tauschten eifrig Heimatserinnerungen mit ein-

ander aus. Lund unterbrach den Nebenstrom. „Aber weißt du, sehr großartig ist eure Bahn hier nicht.“

„Hans, darüber urteilst du noch ganz schief,“ wurde ihm bedeutet. „Diese Eisenbahn Swatopmund—Windhut ist die Hauptlebensader für unsere Truppen hier im Norden. Windhut liegt etwa 300 Kilometer entfernt, das ist also so weit, wie von Berlin bis Erfurt, dazu brauchen wir vier Tage.“

„Aber Menschenkind, das ist ja die reinste Schneckenpost,“ schaltete Lund lachend ein.

„Hans, ich sage dir ja, darüber kannst du noch gar nicht urteilen,“ ereiferte sich Peter. „Du hast eben noch keine Ahnung von den riesigen Schwierigkeiten, mit denen der Betrieb hier zu rechnen hat. Ich habe neulich ganz genau feststellen hören, wie groß die Steigung ist, die die Bahn zu überwinden hat. Windhut liegt 1650 Meter über dem Meeresspiegel.“

„Hm,“ meinte Lund, „eigentlich bin ich nun ebenso klug wie zuvor.“

Jetzt war's wieder der Peter aus der Schulzeit, der dem Hans bei seinen Rechenerempeln half. Er fing an zu erklären. „Von Tirol ober der Schweiz und den Alpen, da weißt du doch Bescheid. Hast auch wohl von St. Moritz gehört, wo die Leute heraufklettern, um Höhenluft zu haben, wie sie sagen. Nun denke dir, du fährst von Berlin immer bergan bis Erfurt und da wärst du so hoch wie St. Moritz. So hat unsere kleine Bahn hier zu klettern. Nachtbetrieb ist ausgeschlossen, aber täglich gehen zwei Züge. Ich sage dir, dieser Bahnverkehr ist eine sehr respectable Leistung für die Verhältnisse, mit denen man hier rechnen muß.“

Lund nickte, er sah nachdenklich den Schienenstrang entlang.

„Dazu kommt noch,“ fuhr Lachmann fort, „daß die

Züge nicht nur das für ihre Maschine erforderliche Wasser mitnehmen müssen, sondern auch das Trinkwasser für die Stationen, die da im Umkreise von etwa hundert Kilometer in Wüstenland liegen. Du kannst dir denken, daß das und die erforderliche Kohle schon beinahe die Hälfte des ganzen Ladegewichts ausmacht. Schließlich bleibt da für den Transport von Lebensmitteln, Munition, Bekleidung und Ausrüstungen nur eine verhältnismäßig geringe Anzahl von Voren. Kannst du dir nun einen ungefähren Begriff davon machen, wie schwierig hier die Beförderung ist?" Peter war stehen geblieben und sah den Kameraden, Antwort heischend, an. Der wiegte ganz bedächtig den Kopf und meinte: „Ja, warum hat man denn aber nicht irgend einen anderen Weg ins Innere ausgeheckt, als so einen, wo man immer <sup>mit</sup> in die Höhe klettern muß?"

Peter lachte. „Da kannst du lange suchen! Solche scharfe Steigung ist nicht bloß auf der Linie Swatopmund-Windhut vorhanden, sondern sie ist der Charakter für den allgemeinen Aufbau unseres ganzen südwestafrikanischen Schutzgebietes. Das ist wie so eine große Terrassenlandschaft. Von der ganzen Küste an steigt sie rasch und stetig bis so ungefähr in die Mittellinie des Landes hinein. Dann flacht sich die Geschichte nach Osten zu wieder ebenso rasch ab, nach der Kalahari hin, der großen Sandwüste. Na, du wirst das ja alles schon mehr oder weniger kennen lernen, ihr werdet halb genug von hier abrüden.“

„Spätestens in zwei Tagen,“ lautete die Antwort. „Wir müssen machen, daß wir vorwärts kommen. Um den Waterberg herum soll ja der eiserne Ring geschlagen werden, um die Hereros einzufesseln. Aber vor Mitte August, sagen sie, können wir nicht alle heran sein.“

Sie waren unterdessen in die Straße hineingekommen

und wanderten an den Häusern entlang, zwischen denen sich die Holz- und Wellblechbaracken schoben, die Stappenzwecken dienten. Viel gab es eben nicht zu sehen, Swatopmund war halb durchwandert. Es machte ordentlich müde, dies Waten durch den tiefen Sand. Jetzt waren sie wieder am Strande, und der hohe Leuchtturm, den Lund schon vom Dampfer aus freudig begrüßt hatte, weil die deutsche Flagge von dort herab so lustig flatterte, zog auch jetzt wieder seine Blicke an.

Lachmann wurde abgerufen, aber weil es, wie er versicherte, eine so riesige Freude sei, einen aus der lieben Heimat wieder bei sich zu haben, bat er den Kameraden, hier auf ihn zu warten. Es würde nicht lange dauern, bis er wieder bei ihm wäre. Lund streckte sich in den Dünenland, machte sich es ordentlich bequem und starrte halb verträumt, halb schläfrig in den grauen Horizont. Der aber fing an sich im Westen wunderbar zu beleben. Rot und violett färbten sich die Wolken, gelbsummämt und blendend leuchtete es im Westen.

Der Unteroffizier richtete sich auf. War das eine Farbenpracht da oben! So schön hatte er einen Sonnenuntergang noch nie gesehen! Der Höhenzug in der Ferne flammte förmlich auf, und brennend rot tauchte der Sonnenball in das Meer. Noch ein kurzes Glühen und Leuchten, dann erlosch der Farbenschimmer und tiefe Dämmerungschatten senkten sich herab. Lund streckte sich wieder lang und nahm seine bequeme Lage ein. Der Wind wehte stark und trieb ihm feine Staubkörner in die Augen. Er schloß sie; nun konnte er sich einbilden, noch auf dem Schiff zu liegen, denn auch hier hörte er den gleichmäßigen Wogenschlag, der ihn dort so oft in den Schlaf gelullt hatte. Er gedachte an einen der letzten Tage auf dem Schiff. Oberst Deimling hatte die Leute zusammengenommen, hatte zu ihnen gesprochen von den Aufgaben,



die ihrer warteten, und wie sie unberzagt in deutscher Treue und deutschem Helbengeist ihrem Vaterlande zu jeder Stunde Ehre machen sollten im freudigen Drauf und sieghaftem Durch. Einen „Talisman“, so sagte der Oberst, wollte er ihnen noch mitgeben für die Zeit des Kampfes und der Entbehrungen, den sollten sie fest im Herzen bewahren. Dieser Talisman war ein Wort gewesen, und das wiederholte sich Lund jetzt, es hatte sich ihm tief eingepägt. „Fürchtet euch nicht vor Menschen,“ hatte der Oberst mit erhobener Stimme geschlossen, „es kann euch nichts geschehen, als was Gott hat versehen und was euch dienlich ist.“ Ja, daran glaubte Lund auch fest und unverbrüchlich, und darin sollte ihn niemand irre machen.

„Na, Hans, eingeschlafen?“ weckte ihn Peters Stimme aus seinen Gedanken. „Wenn du noch eine Weile länger so liegst, dann besorgt Wind und Sand, daß du schließlich bei lebendigem Leibe eingebuddelt wirst.“

Lund sprang lachend auf und schüttelte den Sand ab, der sich schon in dicken Schichten auf ihn gelagert hatte. „Donnerstag und Freitag! Kerl, du hast recht, der Sand ist mir ordentlich in die Ohren gekrochen.“

„Zut nichts, den wirst du wieder los,“ tröstete Peter. „Aber nun komm nochmal ins Wirtshaus, die Kameraden wollen doch natürlich von euch Neuangekommenen Nachrichten aus der Heimat hören. Da brennen sie doch alle drauf.“

## 7. Über das Gefecht bei Dwikokorero und bei Dstjhinamaparero.

Im Grand Hotel Bismarck herrschte an jenem Abend ganz lebhafter Verkehr. Freudige Begrüßungen, ernste Gespräche, Erinnerungen aus der Heimat und militärische

Besprechungen über gewesene und zu erwartende Gefechte, alles das klang in diesen Stunden in lebhafter Rede und Gegenrede in Swatopmunds Strandhotel durcheinander. Es ist eben eine nicht zu beschreibende Freude, wenn man im schwarzen Erdteil einen Kameraden aus der Heimat begrüßen und vom lieben Deutschland hören kann. Umgekehrt ist es daselbe. Der Ankommende fühlt sich sofort heimisch, wenn er im sonndurchglühten Afrika einen Kameraden trifft, mit dem er schon daheim im Vaterlande verkehrte. Beide erwarten die gleichen Aufgaben, dieselben Kämpfe und Entbehrungen, das schlingt von vornherein das kameradschaftliche Band fester, das dann Blut und Tobestreue zu einem unzerreißbaren zusammenkittet.

Auch Karl Friedrich hatte unter den Offizieren einen Bekannten gefunden und sich mit ihm in ein lebhaftes Gespräch vertieft. Bald jedoch wurde er in die allgemeine Unterhaltung mit hineingezogen, die ihn auf das äußerste interessierte, denn es handelte sich um die kriegerischen Operationen, die im Februar und März im Schutzgebiete stattgefunden hatten.

Was er in Deutschland durch die Zeitungen darüber erfahren hatte, konnten doch nur Bruchstücke sein, ein klares Bild fehlte ihm noch, und so lauschte er denn begierig, wie einer der älteren Herren die Führung des Gesprächs übernahm und meinte: „Sie wissen wohl, daß Leutwein, als er im Februar vom Süden kommend, in Swatopmund eintraf, von der richtigen Auffassung ausging, daß die Hereros in drei Gruppen ständen, und danach die ihm zur Verfügung stehenden Truppen in drei Abteilungen teilte. Die Ostabteilung — das waren etwa 200 Mann unter Glasenapp, sollte den Distrikt Sobabis vom Feinde säubern, die Grenze für flüchtende Hereros und ihre Viehherden sperren und die Verbindung mit Grootfontein aufnehmen.“

Die Westabteilung unter Storff, hatte den Distrikt Omaruru zu säubern und die Verbindung mit Dutjo herzustellen. Die Hauptabteilung sollte noch erst die Verstärkung durch den Transport Puder und Bagenzki abwarten und sich in Okahandja sammeln, bis auch die aus dem Süden zurückgerufene 1. Kompagnie und Gebirgsbatterie da angelangt wären. Auch eine Witboi- und Bastardabteilung sollte noch zu ihnen stoßen. Bis zum Eintreffen des Oberst Dürr übernahm der Oberst Leutwein das Kommando. Ihre Aufgabe sollte das Niederwerfen des Feindes bei Djihsongati und am Waterberge sein. Nun, ich meine, was diese drei Abteilungen schon bisher geleistet haben, darauf kann das deutsche Vaterland mit Stolz sehen. Viel Blut ist geflossen, viel Opfer hat es gekostet, und wir stehen am Anfang einer großen Aufgabe; aber deutsche Treue und deutscher Mut werden aushalten in den Kämpfen und Entbehrungen, die uns noch bevorstehen. Darauf können wir sicher bauen; wir dürfen uns aber auch nicht verhehlen, daß der Wassermangel, das unwegsame Gelände und die Schwierigkeit des Transports unsere Tätigkeit hier in einer Weise erschweren, wie man es in der Heimat gar nicht ahnt."

Man stimmte dem älteren Kameraden lebhaft bei. Ein jeder gab seine Meinung ab, es entstand ein eifriges Hin- und Hersprechen.

"Die Sache hier ist viel ernster geworden, als man überhaupt für möglich gehalten hat," meinte einer der Offiziere. "Wer hätte Verluste erwartet, wie sie die Abteilung Glasenapp im März bei Dwikolorero erlitt. Es war ein Jammer um die vielen Wackeren, die da fielen, aber wie hat sich da jeder einzelne in der schwierigen Lage als ganzer Mann und als Held gezeigt."

Karl Friedrich dachte an den Brief des Obermatrosen Ehlers, den Unteroffizier Fahlto ihm in Langfuhr zum

lesen gegeben hatte. Dieser Ehlers, der, zu Tode getroffen, noch mit letzter Kraft das Maschinengewehr unbrauchbar machte, damit es nicht in Feindes Hand fiel, das war auch einer dieser Helden gewesen, deren Andenken das Vaterland hoch halten soll.

"Es waren 11 Offiziere, 38 Reiter und 8 Mann zu Fuß, mit denen der Major von Glasenapp damals den Erkundungsritt unternahm," erzählte der ältere Offizier weiter. "Er wollte feststellen, ob um Onjatu noch stärkere Abteilungen ständen, oder ob der Abzug nach dem Waterberg schon ausgeführt sei. Am 31. März ritten sie aus. Ein altes Hereroweib, das sie unterwegs aufgegriffen hatten, sagte aus, daß der Häuptling Tetjo bei Dwikolorero sitze. Da ging es nun auf einer entdeckten Spur immer weiter. Mehrere Herden Groß- und Kleindieh wurden unterwegs erbeutet. Von den Hereros bekam man nur einzelne zu Gesicht, und die rissen schleunigst aus. Da glaubte man es denn mit einem ausweichenden Feinde zu tun zu haben, und ritt immer weiter frisch drauf los, um aufs genaueste alles über den Feind zu erkunden. Mit Jubel wurde es begrüßt, als endlich am Nachmittag Schüsse fielen und man nun annahm, der Feind wolle sich stellen. Die Reiter hatten gerade eine lichtere Stelle erreicht, sie saßen ab und machten sich kampfbereit. Aber der Feind hatte sich hinter Büschen und Gräsern so vorzüglich versteckt, daß er gar nicht zu entdecken war und man ihm daher keinen rechten Schaden zufügen konnte. Der linke Flügel sollte den Feind umfassen, aber das glückte nicht, denn der verstärkte sich immer mehr und drohte seinerseits um unsere beiden Flügel herumzugreifen und uns die Rückzugslinie abzuschneiden. Es war ein kritischer Augenblick, den keiner vergißt, der ihn durchlebt hat, als wir nun erkannten, daß wir mit etwa 30 Gewehren einem Feinde von mehreren hundert Köpfen gegenüberstanden.

Es galt die Anspannung der äußersten Energie, um den Kopf klar zu behalten. Unter diesen Umständen war ein Kampf ausichtslos, der Zweck der Erkundung aber schon erreicht. Major von Glasenapp befohl langsam zurückzugehen. Zweimal wurde noch Front gemacht und das Feuer aufgenommen, aber die Hereros drängten immer heftiger nach, die Kugeln prasselten nur so um uns herum, und wir verloren einen Braven nach dem andern. Das Maschinengewehr mußte stehen bleiben, die Bedienungsmannschaft war gefallen, die Bepannung abgeschossen. Der Führer, es war der Oberleutnant Hermann, der durch zwei Schüsse kampfunfähig gemacht war, hatte nur den einen Gedanken — Rettung des Gewehrs. — Er rief einige Reiter herbei, um es zurückzubringen, aber wer sich ihm näherte, wurde niedergeschossen. Ehlers, der Obermatrose, lag blutend nicht weit davon, er brachte es noch fertig, das Gewehr unbrauchbar zu machen. Wie er das zustande kriegte, das weiß Gott, die Tobestreue besiegte die Lobeschwäche.“

Der Offizier, von den Erinnerungen ergriffen, hielt einen Augenblick inne, aber das „Vorwärts“ ist Losung bei der Tat wie beim Wort, und so fuhr er auch gleich wieder weiter fort: „Unsere Pferde, die rückwärts standen, waren zum größten Teil von den Hereros zusammen geschossen. Das Flankenfeuer wurde immer heftiger und unsere Verluste immer größer. Major von Glasenapp führte nun das kleine Häuflein der Ueberlebenden der Ostabteilung wieder zu. Mehr als die Hälfte der ganzen Erkundungsabteilung war außer Gefecht gesetzt. Wir hatten mit blutigen Opfern festgestellt, daß man einen zahlreichen Feind gegenüber hatte, der zum Widerstande fest entschlossen war.“

Karl Friedrich, der an der Seite des Sprechenden saß, drückte ihm jetzt die Hand. Er hatte während dieser Dar-

stellung des Gefechts immer an seinen Freund denken müssen. Wo war der jetzt? Doch sicher bei einer der Abteilungen. Konnte er nicht auch bei Dwikoforero dabei gewesen sein?

Er wandte sich an den Kameraden. „Ist Ihnen aus der Zeit vielleicht der Name eines Kriegsfreiwilligen Axel Erhard bekannt?“ erkundigte er sich.

„In unserer Abteilung war er nicht,“ lautete die mit Bestimmtheit gegebene Antwort. „Aber der Name klingt mir bekannt; warten Sie ein bißchen — ja — jetzt erinnere ich mich. Ich bekam sehr bald nach Dwikoforero den Typhus und lag hier in Swatopmund im Lazarett. Da habe ich, als ich schon in der Genesung war, einen Kriegsfreiwilligen Erhard kennen gelernt. Er war auch typhuskrank, und ich meine, er mußte noch da sein.“

Karl Friedrich war aufgesprungen. „So will ich gleich zu ihm, Erhard ist mein bester Freund.“

Der Kamerad hielt ihn zurück. „Wo denken Sie hin! Es ist nachtschlafende Zeit, da können Sie nicht das Lazarett stürmen. Sie müssen sich bis morgen gedulden.“

Das sah nun Wilbert freilich auch ein, aber der Boden brannte ihm unter den Füßen, und er folgte eine Weile nur zerstreut der Unterhaltung, weil seine Gedanken einzig und allein bei dem Freunde weilten, dem er sich nun so nahe wußte und zu dem er doch nicht eilen konnte. Erst als das Gespräch sich auf die Zustände in den Kolonien richtete und diese und jene Persönlichkeiten und Einrichtungen beleuchtete, horchte er wieder auf. Aber er sprach nicht mit, machte sich nur seine eigenen Gedanken über alles, was hier an seinen Ohren vorüber schwirrte.

„Nun, Wilbert, Sie sind so nachdenklich geworden,“ meinte einer der Kameraden. „Gehst es Ihnen durch den Kopf, was Sie hier in kurzer Zusammenfassung über unsere junge Kolonie gehört haben?“

„Ja,“ antwortete der Freiherr, „und ich ziehe daraus meine eigenen Schlüsse.“

„Und welche?“ Die Augen des Kameraden sahen ihn fragend an. Karl Friedrich zögerte mit der Antwort, wie es leicht geschehen kann, wenn sich uns viele Gedanken zugleich aufdrängen und man nicht gleich im Stande ist, sie in einem klaren Worte zusammen zu fassen.

Nach kurzem Bedenken sagte er: „Ich meine, daß jeder reblich Denkende, der hier herüberkommt, sich klar darüber sein muß, daß es eine ernste Aufgabe ist, die das Vaterland und die Kolonie an ihn stellt, und daß er sein reblichstes Wollen und seine ganze Kraft einsehen muß, wenn er hier Ersprießliches schaffen will. Das gilt für den Schuttruppler wie für den Beamten.“

Der Kamerad nickte. „Sie haben recht, sehr recht, Wilbert, und darum soll man hier in die Kolonie nur das Beste und tüchtigste Material herauswählen. Menschen, die stark sind in der Selbstsucht, und die ihr Streben und Handeln nicht von niedrigen Beweggründen bestimmen lassen. Dann wird's vorwärts gehen mit unserer Kolonie.“

Karl Friedrich hatte mit dem ihm eigenen hellen und warmen Blick zu dem Sprechenden hinübergesehen, jetzt meinte er mit einem frohgemuten Lächeln: „Nun, wenn ich mich auch durchaus nicht zu den Besten und Tüchtigsten zähle, so habe ich doch das reblichste Wollen, meine Aufgabe hier in treuer Pflichterfüllung zu lösen, und da hoffe ich zu Gott, ihr gewachsen zu sein.“

Am andern Morgen fesselte der Dienst den Freiherrn von Wilbert für die ersten Morgenstunden. Als Kavallerieoffizier war er selbst tätig bei dem Ausladen der Pferde. Am Nachmittag gönnte er sich ein paar Stunden der Ruhe, und die benutzte er, um den Freund aufzusuchen.

Das war ein bewegtes Wiedersehen! Was lag zwischen dem letzten Zusammensein in der Heimat und dem heute!

Die beiden Männer verloren nicht viel Worte über ihre Gefühle, sie verstanden sich auch ohne dem. In der herzlichen Umarmung, im warmen Druck der Hand saßen sie zusammen, was sie empfanden. Axel Erhard saß im Lehnstuhl, die Züge noch abgezehrt, die Augen tief umrändert, aber in dem Blick aufleuchtenden Lebensmut und in den Bewegungen neu erwachende Kraft.

„Ich sage dir, Carlo,“ meinte er, als er des Freundes forschende Blicke wahrte, „es geht mir schon ganz famos. Lange dauert es nicht mehr, dann sitze ich wieder im Sattel und mache mit. Aber spaten muß ich mich, sonst macht ihr mit der Geschichte ein Ende, ehe ich überhaupt wieder herankomme.“

Karl Friedrich winkte lachend ab. „Alter Junge, das weißt du doch am besten, daß dies kein Krieg ist wie 66 oder 70, wo alles im Sturmschritt gehen kann. Uebrigens, vorläufig kannst du auch mir erst einmal die Feuer-taufe gönnen und wenn's sein kann, auch ein kleines Vorbeereis. Unserer hat noch nichts getan, du aber hast doch schon was geleistet.“

Erhard richtete sich auf. Die Erinnerung an die durchlebte Kriegszeit gab seinen Backen tiefere Farben und seinen Augen erhöhten Glanz. Er war sofort ganz bei der Sache.

„Du weißt, daß ich mich in Windhuk als Kriegsfreiwilliger gestellt hatte,“ sagte er. „Ich brannte natürlich darauf, den Fronttruppen möglichst bald zugeteilt zu werden. Schießen und reiten sind ja von jeher mein Element gewesen, da brauchte denn keine lange Ausbildung zu sein. Ich kam zur 4. Feldkompagnie, zur Westabteilung, zur Kolonne Estorff. Wir stellten durch einen Erkundungsritt fest, daß die Hereros die Gegend um Djiipane geräumt hatten. Der Stamm der Omaruru-Häuptlinge mußte bei Djihinamaparero stecken. Da ist eine sehr er-

giebige Wasserstelle, eine gewaltige Felsenstellung schließt sie und macht sie zu einer richtigen kleinen Feste.

Er hatte rasch und lebhaft gesprochen, jetzt lehnte er erschöpft zurück und atmete rasch.

„Nzel, das geht durchaus nicht, du darfst noch nicht so viel sprechen,“ erklärte Karl Friedrich.

Ein schmerzlicher Zug glitt über das Gesicht des Kranken. Er fühlte, daß der Freund recht hatte und daß er nachgeben müsse, aber nur gezwungen fügte er sich in die Notwendigkeit. Eine Aushilfe fiel ihm ein.

„Ich bin noch solch ein erbärmlicher Schwächling, daß mich jede Anstrengung gleich umwirft,“ gestand er zu, „aber du begreifst, Carlo, daß mir's auf der Seele brennt, dir von meiner Feuertaufe zu erzählen. Nimm das Buch, was da auf dem Tisch liegt, es ist mein Kriegstagebuch. Tue mir's zu Liebe und lies mir vor, was ich da nachher von dem Tage aufgeschrieben habe, dann kannst du es im Geist richtig nachfühlen, und ich erlebe es so noch einmal mit dir.“

Dem jungen Offizier wurde damit nur ein Wunsch erfüllt. Hatte er doch als Jüngling alles mit seinem Nzel geteilt, und wie hatte er sich danach gesehnt, von dem Tage Genaueres zu hören, wo dieser die Feuertaufe erhalten hatte.

Noch während der Freund sprach, hatte Karl Friedrich nach dem kleinen lebergebandenen Buch gegriffen und blätterte darin. Ueber des Kranken Anblick glitt ein befriedigtes Lächeln. „Es ist noch immer zwischen uns wie sonst,“ meinte er, „ich sehe es dir an, du drängst danach, den alten Jugendfreund in Gedanken bei seinem ersten Gefechtstage zu begleiten. Da, mein Carlo, auf der achten Seite lies.“

Zufrieden lehnte er sich zurück und der Freund begann: „24. Februar. Major von Storff hatte beschlossen

den Feind an der geschützten Wasserstelle aufzusuchen. Um 4 Uhr nachmittags brachen wir auf, unsere vierte und die zweite, die Franke-Kompagnie; aber wir waren so schwach an Kopfzahl, daß wir, obwohl noch der berittene Teil der Marine-Infanterie mitgenommen wurde, im ganzen mit der Sanität doch nur 15 Offiziere, 164 Mann und fünf Geschütze waren. Selbstspannung für Munitionswagen hatten wir nicht, daher konnten die Geschütze nur ihre Prohmunition mitnehmen.

Bei Djiipane, der letzten Wasserstelle vor unserem Ziele Djihinamaparero, wurde Raft gemacht. Nachts 1 Uhr brachen wir auf. Wir hatten etwa dreißig Kilometer vor uns bis zum Ziel. Es war ein schwieriger Nachtmarsch, denn der Weg war stark mit Gras bewachsen, und immer wieder ging die Spur verloren. Wir mußten schließlich erst das Tageslicht abwarten. Gegen Morgen näherte sich die an der Spitze marschierende Kompagnie Franke der Werft.“ Nzels Hand legte sich auf den Arm des Freundes. „Hör mal zu, ich muß dir erst mal beschreiben, wie das Ding da aussah, auf das wir losrückten. Die Hottentotten, die unsere Kolonne begleiteten, hatten schon vorher Rauch und Viehherden entdeckt. Jetzt erkannten auch wir, daß jenseits des Dmaruru-Flußbettes die gewaltige Felswand von Hereros besetzt war. Ich sage dir, Carlo, die Nerls hatten das aus dem ff verstanden, die natürliche Stärke der Stellung auf das Beste auszunutzen. Die unzähligen Felspalten sahen aus wie künstlich ausgehauene Spießscharten, Gewehrläufe blinkten da, aber vom Feinde sah man nichts, nur hier und da mal einen Hererotopf, der hervorlugte. Die wenigen Durchbrüche durch die Felsenmauer waren durch Astberhau gesperrt und das Schußfeld vor der Front sorgfältig frei gemacht. In der Mitte der Wand lag unten beim Flußbett die Wasserstelle, und von da zog sich ein felsiger Rand,

den die Hereros stark besetzt hielten, bis zu dem Djihinamaparero-Berg.“

Uzel hatte einen Bleistift aus der Tasche geholt und mit wenigen Strichen die Lage gezeichnet. „Siehst du, so ungefähr lag die Geschichte vor uns; der Berg war natürlich auch stark besetzt. Wie viel Köpfe uns gegenüber standen, mußten wir damals nicht, haben es aber später feststellen können, es waren über tausend. Etwa 4500 Meter behnte sich die lange Front aus, die sie besetzt hielten. Ich sage dir, die ganze Verteidigungsstellung der Kerls war im höchsten Maße widerstandsfähig. Die Artillerie konnte hier so gut wie gar nicht wirken, und dabei erschwerte uns das Gelände vor der Front höllisch den Angriff. Du mußt nämlich wissen, daß die Hererowerft etwa 1000 Meter vor der Felswand liegt und daß das Gelände von da ganz flach nach den Wasserläufen zu abfällt. Trotz der Grasbewachsung mußte sich hier jeder einzelne Mann deutlich in der hellen Morgen Sonne abheben. Storff erkannte natürlich sofort die Schwierigkeit des Angriffs und wollte nun gegen die Front nur die Artillerie und schwächere Kräfte einsetzen und mit der Hauptmacht gegen beide Flügel vorgehen, Kompagnie Franke sollte rechts angreifen, wir links.“

Karl Friedrich unterbrach den Freund: „Alter Junge, du vergißt immer, daß du Nekonbaleszent bist, ereifere dich nicht so.“

„Ach was,“ mehrte ihm Uzel ungeduldig, „man ist nicht hier, um unter eine Glasglocke zu kriechen! Du mußt das doch deutlich vor dir sehen, wenn du den Gefechtsbericht liest. Na, nun kannst du fortfahren, denn ich denke, du kannst dir jetzt ein deutliches Bild der Lage machen.“

„Als ob ich selbst dabei gewesen wäre,“ versicherte der Freund und fuhr dann, um Uzel am weiteren Sprechen zu verhindern, rasch im Lesen fort: „Die Artillerie fuhr

im südlichen Teile der Werft auf und eröffnete ihr Feuer gegen die Felswand. Zu ihrem Schutz wurde rechts und links je ein Halbzug unserer Kompagnie auf dem Gange vorwärts entwickelt.“

„Es war die Kompagnie Schönau, die vierte,“ warf Uzel dazwischen. Der Kamerad nickte nur und setzte sein Vorlesen fort.

„Ich ritt mit dem Rest der Kompagnie und einem Zug berittener Seesoldaten nach links, wir sollten uns gegen den feindlichen rechten Flügel entwickeln. Dabei ging es über einen bedungslosen Hang. Das überlegene Feuer vom Felsen her wurde so stark, daß wir Halt machen mußten. Unsere Schiffe konnten gegen die vorzüglich gedeckten Hereros wenig ausrichten, und auch das Maschinengeschütz, das bis auf 600 Meter heranging, änderte daran nichts.“

Wieder griff Uzel in das Vorlesen ein, er konnte es nicht unterlassen, dem Freunde nähere Erörterungen zu geben, damit dieser tatsächlich in der Lage wäre, sich ein klares Bild zu machen. „Anfangs hatte das Geschützfeuer wenigstens eine moralische Wirkung auf den Feind, wenn es auch sonst nicht viel ausrichten konnte,“ erklärte er. „Die Hereros wagten sich nicht aus ihren Deckungen hervor und konnten uns daher nicht so wirksam beschließen. Als die Kerls aber merkten, daß die gefährdete Artillerie ihnen nichts antun konnte, war ihre Angst davor weg. Ja, sie wurden sogar ganz frech und stimmten jedesmal ein wahres Hohn- und Freudengetöse an, wenn die Schrapnells wirkungslos blieben. Nun fingen sie auch richtig an zu zielen. Meist schossen sie mit rauchschwacher Munition, wo aber Rauchwölkchen sichtbar wurden, veränderten sie nach jedem Schuß blitzschnell ihre Stellung. Ich sage dir, es war keine Kleinigkeit, dieser Gefechts-tag. Unser Halbzug lag etwa 400 Meter vor der Felswand

und führte ein hinhaltendes Feuergefecht. Schon gut, Carlo," unterbrach er sich, als der Freund ihm mit der Hand Schweigen winkte, „ich bin ja schon still. Vorwärts, lieh weiter!“

„Es war Mittag geworden," fuhr Karl Friedrich in dem Tagebuch lesend fort, „noch immer konnte unsere Kompagnie an keiner Stelle einen Fortschritt feststellen. Der Tag war glühend heiß, kein Tropfen Wasser zu kriegen, der brennende Durst erschöpfte die Kräfte. Aus den Bergen von Osten her tauchten immer zahlreichere Verstärkungen bei den Hereros auf, und nun kam auch die gefürchtete Meldung, daß der Feind eine Umfassung des linken Flügels versuchte. Wir sahen die Schwarzen schon dort anrücken. Leutnant von Stülpnagel, der dort den Befehl führte, war schwer verwundet, das Maschinengewehr bedroht, denn es hatte seine Bepannung verloren.“

„Lege mal das Buch weg," gebot Uzel, „und rede mir nicht drein, daß ich still sein soll. Von alledem, was ich da erlebt habe, nicht selbst zu erzählen, wenn du mir gegenüber sitzt, das brennt mir auf der Seele und ist mir hundertmal schädlicher, als wenn ich einmal sprudle wie ein Wasserfall.“

„Na, denn man los." Karl Friedrich legte dem Freunde die Kissen zurecht, die dieser in seiner Lebendigkeit hinuntergeworfen hatte.

„Du begreifst, wie ernst unsere Lage war," begann dieser. „Unserer kleinen Schar stand ein übermächtiger Feind gegenüber. Man machte sich schon Bedenken, ob es überhaupt möglich wäre, die starke Felsenstellung zu nehmen, und ob es nicht vielleicht besser sei, das Gefecht abzubrechen und später mit stärkeren Kräften von neuem den Angriff zu versuchen. Ich weiß nicht, ob ich dir schon sagte, unser Führer war Oberleutnant von Schönau, in dessen starker, unbeugsamer Seele fanden solche schwäch-

liche Gedanken keinen Raum. Ihn erfüllte der heiße, leidenschaftliche Wille zum Siege, und da gab es für ihn keinen anderen Ausweg aus der gefährvollen Lage, als eine kraftvolle Durchführung des einmal begonnenen Angriffs. Die Gefahr beim linken Flügel mußte vor allen Dingen zuerst beseitigt werden. Ich erhielt den Auftrag, Hauptmann Franke den Befehl zu bringen, seine bisherige Stellung mit zwei Bügen zu halten und mit den beiden anderen uns so schnell als möglich zu Hilfe zu eilen. Was aber Franke unterdessen geleistet, das mußt du vorher auch noch wissen. Also der war mit seiner Kompagnie, von der Werft aus durch Geländefalten glücklich gedeckt, an der feindlichen Front entlang vorgerückt bis in die Nähe des felsigen Randes. Dann ließ der Hauptmann alle vier Büge sich gleichzeitig entwickeln, um sich zuerst in den Besitz des vorgeschobenen Postens zu setzen. Vor dem Ansetzen aber hatte er seine Leute noch eingehend über das Verhalten beim Angriff gegen den felsigen Rand belehrt, und dann ging die Kompagnie in tadelloser Ordnung bis auf 650 Meter an den Feind heran und eröffnete das Feuer. Irgend welche Deckung gab's nicht im Gelände, glücklicherweise sollen die Schwarzen zu hoch geschossen haben, das Geschützfeuer hielt sie auch in ihrer Deckung zurück. Abwechselnd feuernd und springend hatte die Kompagnie etwa nach einer Stunde am Fuß der feindlichen Stellung einen Wasserriß erreicht und vermochte von da aus den Feind wirksam zu beschießen, aber die Schwarzen hielten stand und wichen nicht. Was Franke mit seinen Reitern leisten kann, das hatte er uns bei seinem Befreiungsritte gezeigt; sein Feuergeist kennt nur ein „Vorwärts", darum hieß es auch jetzt „zum Sturm". Auf kleinen Felsstuppen nisteten sich ertliche Schützen ein und unterhielten das Feuer. Nun ging's los! Ueber den kahlen, fast 200 Meter breiten Gang stürmten sie mit

Hurra und aufgepflanztem Bajonett vor. Das hatte eine höllisch imponierende Wirkung auf die Schwarzen, sie verloren die Courage und flohen schleunigst vom Felsenrand in ihre Hauptstellung jenseits des Flußbettes. So hat mirs später einer der Mitkämpfer erzählt. Franke hatte erreicht was er gewollt; die vorgehobene Stellung war erobert, und das war sehr bedeutsam, denn von hier aus konnte er sowohl die Wasserstelle wie die feindliche Verschanzung nördlich davon wirksam beschießen. So stand's drüben, als ich die zwei Züge heranholte. Junge, Junge, ich sage dir, das war Hilfe zu rechter Zeit, wie die nun zu uns herüberkamen. Unsere Kompagnie war bereits von allen Seiten umfaßt und der übermüthige Feind bis auf 150 Meter herangekommen. Oberleutnant Schulze, der den linken Flügel mit elf aus der Front herausgezogenen Leuten verlängert hatte, war durch einen Schuß in den Unterarm getroffen. Unser Kompagnieführer befaß, er solle nach rückwärts gehen und sich verbinden lassen, da wurde er selbst durch einen Schuß in den Oberschenkel schwer getroffen.

Schulze drehte nun den Spieß um. Er hatte eben dem Befehle Folge leisten wollen, jetzt blieb er aber und rief Schönau zu: „Lassen Sie sich nur zuerst verbinden, Ihre Verwundung ist schlimmer als die meinige.“ Da lag er nun wieder in der Schützenlinie und hatte das Kommando über die Kompagnie übernommen, als ich mit den Franke-reitern ankam. Gleich darauf wurde der tapfere Offizier durch einen Schuß in die Brust zu Tode getroffen.“

Uxel fuhr mit der Hand über die Stirn und schwieg einen Augenblick, als aber der Freund Miene machte, das Tagebuch wieder vorzunehmen, wehrte er ihm. „Das Erzählen geht besser als das Lesen! Ich bin nicht müde, es war nur die Erinnerung an den tapferen Offizier, die mich einen Augenblick überwältigte. Unsere Braven

verbienen es, daß man ergriffen wird, wenn man ihrer gedenkt.“

„Ehre dem Andenken unserer toten Helden! Weiß Gott, das haben sie verdient,“ murmelte Karl Friedrich.

Der Freund nickte gedankenvoll. „Wer mit solchen Männern Seite an Seite gekämpft hat, wird das nie vergessen, aber auch das Vaterland soll ihnen ein dankbares Gedenden bewahren! Doch nun höre weiter. Unsere Lage war vertheult kritisch. Hauptmann Franke, der selbst mit seinen Reitern herübergekommen war, überfah das mit einem Blick. Wie das Donnerwetter war er und seine Leute von den Pferden herunter. Die Seitengewehre wurden aufgepflanzt und mit einem Hurra stürmten die beiden Züge gegen Franke und Rücken der umfassenden Hereros vor. Das kam den schwarzen Kerls so überraschend, daß sie mit lautem Angstgeschrei nach rückwärts austrakten. Franke immer hinter ihnen drein bis an das Omarurusflußbett. Von da aus konnte er den Hereros noch ein wirksames Feuer nachsenden. Ich sage dir, dieser energisch durchgeführte Stoß hat den Hereros einen tiefen Eindruck gemacht. Sie wagten keinen neuen Versuch über den Rivier vorzubringen, und damit war für uns die Gefahr nach dieser Seite hin überwunden.

„So — nun kannst du weiter lesen, Carlo!“ Er zeigte mit dem Finger auf die Stelle, wo dieser beginnen sollte, und der Freund las: „Major von Estorff hatte einen neuen Entschluß gefaßt, die Entschcheidung sollte durch einen Vorstoß gegen die Wasserstelle herbeigeführt werden, die in der Mitte der feindlichen Stellung lag. Franke mußte sich mit seinen beiden Zügen nach der Mitte zu sammeln. Von unserer Kompagnie blieben nur einige Patrouillen und die Schützen auf dem felsigen Rande zurück. Was sonst noch gefechtsfähig war, 22 Köpfe, das sammelte sich unter Leutnant von Buttlar und rückte auch nach der



Mitte vor. Neun Stunden standen wir schon im Kampfe, die glühende Sonne und der quälende Durst hatten unsere Kräfte über die Massen erschöpft, aber wie es hieß: „es geht zum Sturm“ — da war alle Schwäche weg. Buttlar rief uns noch ein paar ermunternde Worte zu, und erinnerte daran, daß es gelte, den gefallenen und verwundeten Kameraden Ehre zu machen. Wir brannten nur so von Kampfbegier, und einer von den Reitern rief: „Ach Herr Leutnant, wenn jezt auch mancher von uns daran glauben muß, das ist ja egal. Die Hauptsache ist doch, daß wir die feindliche Stellung nehmen und endlich Wasser bekommen.“

Na, so ging die Reise denn los! Die Geschütze brüllten, daß es nur so krachte, es waren ihre letzten Schrapnell's, die sie gegen das Felsenest ausspieen, und Franke eilte seiner Abteilung voraus, um einen gedeckten Annäherungsweg zu suchen. Gott sei Dank fand sich einer. Es war ein ausgetrockneter Wasserriß, der sich von der Höhe nach der Wasserstelle zu hinzog. Frankes Züge sollten das Vorgehen der Sturmkolonne durch lebhaftes Feuer unterstützen. Und nun ging's vorwärts! Estorff selbst hatte sich uns angeschlossen, das wirkte doppelt anfeuernd auf die Truppen. Zuerst konnten wir in dem Wasserriß gedeckt vorwärts gehen, als der sich erweiterte, mußten wir nach rechts und links ausschwärmen. Das Maschinengewehr begleitete die Sturmkolonne und feuerte von einer Stelle, aus der es die Felsen an der Wasserstelle beschießen konnte. Zugweise durch Sprünge, unter gegenseitiger Feuerunterstützung, kamen wir weiter. Den Hereros gegenüber ging die Sonne unter, so strahlend und blutrot, wie das hier nur in Südwest geschehen kann, ein reines Flammenmeer. Das blendete die Schwarzen, so daß sie nicht mehr richtig zielen konnten. Sie mochten auch selber fertig sein nach dem zehnstündigen schweren

Gefecht. Kurz, ihr Feuern ließ nach, und wir kamen mit geringen Verlusten bis auf hundert Meter an sie heran. Hannemann, unserer tapferer Oberleutnant, war immer vorne weg und wurde dabei schwer verwundet. Wie wir so weit waren, erhob sich die ganze Linie gleichzeitig und nun ging's im Sturm die Felsen herauf! Alle Wetter, das war keine Kleinigkeit! Wie die Gensfen mußten wir klettern, aber das Wagnis gelang, die Hereros flohen und um 6 Uhr war die Wasserstelle in unserem Besiz. Die Abteilungen schwenkten nun nach rechts und links, stürmten mit dem Bajonett vor und rollten die feindlichen Stellungen auf. Es war ein ohrenbetäubendes Gebrüll, das die Schwarzen austießen, wie sie in wilder Flucht davon stoben. Der Vizewachtmeister von der Reserve, Freiherr von Erffa nahm sich da ganz famos. Als sich auf einer Höhe eine Hererobande von etwa 50 Gewehren festsetzen wollte, vertrieb er sie mit nur 5 Reitern und brachte ihnen schwere Verluste bei. Unterdessen war die Dämmerung hereingebrochen, und die Dunkelheit machte dem Kampfe ein Ende.

So — und nun kannst du lesen, was ich da noch zum Schluß geschrieben habe. Ich will mich mal einen Augenblick wieder ausruhen.“

Der Freund nahm den unterbrochenen Bericht an der Stelle auf, wo Engels Finger ihn zurecht wies und begann von neuem: „In dem Bericht des Majors von Estorff über das Gefecht heißt es, „wir haben zehn Stunden gegen die Felsenfestung des Feindes gekämpft, wir haben es schwer gehabt, denn die Sonne brannte heiß und der Durst war fast unerträglich. Aber wir haben am Abend die Felsen erstürmt. Ich kann sagen, wir haben einen guten Kampf gekämpft und den Sieg errungen.“ Die Hereros flohen hauptsächlich durch die Berge nach Osten, ein Teil nach Süden. Wir erbeuteten viel Groß- und Klein-

bieh, Karren und Wagen. Gefallen war unser Oberleutnant Schulze, verwundet die Oberleutnants Hanemann und von Schönau, sowie der Leutnant von Stiilpnagel, Sanitätsergeant Beder und die Gefreiten Binder, Friedrich, Meusel und Sputh. Der Kaiser hat uns zu dem Gefecht seinen Glückwunsch ausgesprochen, was allgemeine Freude hervorrief. Es ist doch ein schönes Gefühl für den Soldaten, wenn er weiß, sein oberster Kriegsherr denkt so an ihn, auch wenn er fern von der Heimat ist. Das Telegramm lautete: „Zu dem siegreichen Gefecht am 25. Februar spreche Ich der Abtheilung Estorff Meinen Kaiserlichen Glückwunsch aus und freue mich der tapferen und entschlossenen Haltung der Compagnie der Schutztruppe und Marine-Infanterie. Den Verwundeten sind meine besten Wünsche für ihre baldige Genesung auszusprechen.“

Wilhelm I. R.

Von einer Verfolgung der Hereros wurde Abstand genommen, Major von Estorff hielt es für das Beste, sie im Gebirge zu lassen, bis die Hauptabtheilung von Otahandja vorstoßend, heran ist und wir sie einkesseln können.

11. März. — Major von Estorff war von Oberst Leutwein nach Karibib berufen und brachte die Weisung, den vor uns stehenden Hereros in nordöstlicher Richtung nach Otahandja zu heranzukommen. Nun geh's wieder vorwärts.

14. März. — Ein Erkundungsrück hat festgestellt, daß die Hereros nach dem Waterberg zu abziehen. Schauderhafte sandige Wege hatten wir heute zu überwinden bei dem Stjogebirge vorbei, eine öde trostlose Strecke. Namentlich war es für die Bagage sehr beschwerlich, wir führen Verpflegung für 14 Tage mit. Fünf Ochsenwagen haben wir, sie sind mit 14—20 Ochsen bespannt und 18 Karren sind auch dabei. Täglich fallen bei dem schwierigen Marsche Karren um, müssen wieder aufgerichtet und

neu beladen werden. Die Gespanne sind schlecht, die Treiber ebenso, nur wenige Eingeborene sind treu geblieben. Man muß sich eine kolossale Gebuld anschaffen. Ich möchte manchmal aus der Haut fahren, dabei brummt mir der Schädel und vor Mattigkeit hänge ich auf dem Gaul, aber es wird schon vorübergehen, nur vorwärts.

15. Ein Gilmarß sollte es werden, aber die Verhältnisse sind stärker als der Wille, wir können in dem tiefen Weg nur langsam vorwärts kommen, die Sonne scheidet, die hereinbrechende Nacht und die Regenschauer, die dann einsehen, machten bei der Dunkelheit den Weitermarsch heute unmöglich.

18. März. Gott sei Dank, jetzt auf freierem Gelände. Es war in diesen Tagen einer der schwersten und gefahrvollsten Märsche. Man konnte nicht 200 Meter weit um sich sehen, dichter Dornbusch zu beiden Seiten, das Flußbett zwar voll Wasser, aber stark mit Hereros besetzt, die unmittelbar vor uns herzogen. Hätten etliche hundert dieser Kerls den Entschluß gefaßt uns hier anzugreifen, so hätte das sehr empfindlich für uns werden können. Wir waren ihnen aber zuborgekommen. Am 16. Abends erhielt die Spitze unserer Compagnie aus einer verlassen geglaubten Werst plötzlich Feuer. Hauptmann Franke führte sofort die nachfolgende Compagnie im Galopp vom Wege herunter in den Busch und entwickelte sie dort zum Feuergefecht. Major von Estorff ließ unsere Compagnie gegen die rechte Flanke des Feindes vorgehen. Das traf sie überraschend, und nach kurzem Gefecht — es war in der Nähe von Omusena — flohen sie und ließen etliche Tote zurück, darunter auch zwei Großleute. Es wird ihnen nun wohl die Lust zu neuen Ueberfällen vergangen sein. Alles atmet auf, daß wir nun wieder freies Gelände vor uns haben. Wenn mir nur nicht so hundemäßig schlecht zu Mut wäre, könnte ich mich mehr daran freuen.

Na, wenigstens mitschleppen kann ich mich noch, das ist doch immer etwas.

24. März. — Am 19. Abends wurde noch eine große Werft überfallen. Der Feind flüchtete unter dem Schutze der Dunkelheit und ließ uns sein Vieh zurück. — Heute haben wir Oshandja erreicht, das Beutevieh abgeliefert, und die Malariafranken ins Lazarett gebracht. Unsere Westabteilung ist aufgelöst und in die Hauptabteilung eingegliedert worden. Ich — ja ich werde auch wohl mal für ein paar Tage ausspannen müssen, es geht eben nicht mehr.

Karl Friedrich klappte das Tagebuch zu und sah zu dem Freunde hinüber. „Nun lag ich fest an Typhus, gleich 40 Grad. Es war böß! Wie ich das Schlimmste hinter mir hatte, kam ich hierher ins Lazarett!“

„Du hast schon barbarisch viel durchgemacht in den paar Wochen,“ meinte Karl Friedrich. „Unserer kommt sich als Neuling ganz klein vor, wenn man hört, was ihr hier seit Januar geleistet habt. Nun, wir wollen's euch nachtun und zusammen rufen — vorwärts mit Gott, frisch drauf und sieghaft durch.“

Uzel drückte ihm die Hand. „Wer weiß, wir kämpfen vielleicht noch einmal Seite an Seite. Junge, solche Kameradschaft, die mit Blut gekittet ist, das ist doch noch etwas ganz Extraes. Da geht einer für den anderen in den Tod; und man gibt anstandslos seinen letzten Happen, seinen letzten Schluck hin, wenn's der Kamerad nötiger braucht als man selber. Das macht sich alles ganz natürlich, ohne viel Gums drüber. Die Offiziere für ihre Leute, und die Reiter für ihre Vorgesetzten. Kameradschaft in ihrer höchsten Blüte.“ —

Die Thür ging auf, der Oberstabsarzt trat herein. „Herr Leutnant, ich muß Sie leider an das Fortgehen mahnen, wir dürfen unseren Rekonvaleszenten nicht über Gebühr anstrengen.“

Karl Friedrich sprang auf. „Weiß Gott, man vergißt, daß das noch vor kurzem ein Kranker war, wenn man die leuchtenden Augen sieht. Aber ich gehorche sofort, mich ruft auch so wie so der Dienst.“

Die Freunde nahmen herzlichen Abschied. „Behüt dich Gott, Carlo, ich denke, es dauert nicht mehr lange, dann komme ich euch nach,“ raunte Uzel dem Kameraden zu.

Der nickte. „Gegen Mitte August soll ja die Umkesselung am Waterberg zum Schluß kommen, am Ende kannst du da schon wieder mittun.“ Er hielt freilich selbst diese Annahme für ziemlich unmöglich, aber gleichviel, das zuversichtliche Wort machte seinem Uzel Freude. Er las es aus seinen Augen und hörte es aus seinem hoffnungsfreudigen „auf Wiedersehen.“

Wilbert hatte bereits die Thür in der Hand, als der Kamerad ihm noch nachrief: „Du, Carlo, weißt du, was Djihinamaparero zu deutsch heißt?“ Wilbert schüttelte lachend den Kopf: „Vorläufig weiß ich nur, daß ich mir die Zunge an diesem vertrackten Namen zerbreche und barbarisch zu tun haben werde, bis ich mich durch alle diese Djis und Omas durchgefunden habe. Na, schieß los, was heißt es?“

„Wem gehört der Platz? lautet die Uebersetzung. Gott sei Dank, wir konnten an dem Abend jubelnd die Antwort geben — uns gehört der Platz.“ —

### 8. Es geht vorwärts.

Am 30. Juli konnte von Swatopmund aufgebrochen werden. Der bereitstehende Zug bot just dasselbe Bild, das Unteroffizier Lund schon einmal beobachtet hatte. Ein einziger gedeckter Personenträger, sonst nur offene

Loren. „Sand und wieder Sand,“ dachte Lund, während er sich auf seinem Hafersack zurecht rückte, „na, wann wird nun mal was anders kommen? Diese Geschichte kennt man nun schon zur Genüge.“ Sein Leutnant hatte frohgemut auch auf einem der Säcke Platz genommen. Er mochte wohl so etwas von den Gedanken seines Unteroffiziers erraten und fragte scherzend: „Na, finden Sie es nun schön?“

„Mit Verlaub, Herr Leutnant, das ist ja die reine Streusandbüchse, dies Afrika!“

Der Offizier lachte. „Warten Sie's nur ab. Wir müssen uns erst durch die sandige Schale hindurcharbeiten, dann sollen wir morgen früh an den eigentlichen Kern herankommen.“

Das Bahnhofsgebäude von Zakalwater und angrenzende Wirtschaftsgebäude nahmen für die Nacht die Ankommenden auf. Am anderen Morgen beim Erwachen, erblickte Karl Friedrich erstaunten Auges zum erstenmale die südwestafrikanische Steppenlandschaft.

Eine weite Hochebene lag da vor ihm, bedeckt mit einem Meere wogenden gelben Grases, so daß man fast an heimatische Roggenfelder erinnert wurde. Aus dieser Ebene wuchsen ganz unermittelt hier und dort vereinzelt Felsberge oder auch ganze Felsgebirge heraus. Sie waren kahl und zeigten scharfe Zaden und Grate. Hinter ihnen in buftiger Form, türmten sich neue Hochlandschaften auf. Ein paar Kameraden hatten sich zu Wilbert gesellt. Man sprach hin und her. Es war so auffällig, daß man in den ganz entfernten Bergen jeden Felsgrat, jede Schlucht mit einer Klarheit und Schärfe sah, wie keiner es von der Heimat her gewohnt war.

„Passen Sie mal auf, meine Herren,“ sagte einer der alten Schütztruppler, der mitgefahren war, „Sie werden für sich selbst wie für ihre Reiter noch besondere Übungen

im Entfernungsschätzen vornehmen müssen. Die große Durchsichtigkeit der Luft gibt eine so wunderbare Beleuchtung, daß man immer vorbeihaut, wenn man hier den heimatischen Maßstab anlegt.“

Lebhaft interessiert, machten sich die Herren sofort heran, verschiedene Entfernungen zu taxieren. Man eiferte sich immer mehr dabei und bebauerte es außerordentlich, daß Vorbereitungen zur Abfahrt das Entfernungsschätzen unterbrachen.

Lund hatte unterdessen auch seine eigenen Beobachtungen gemacht. Das kniehoch Gras, mit dem die Steppe bedeckt war, sah ihm gar zu gelb aus und schien ihm beinahe zu Stroh gedorrnt. Mißtrauisch sah er sich die Geschichte von nahem an und brach einen der Halme auseinander. Zu seinem Erstaunen fand er ein saftiges Mark darin und fühlte sich beruhigt, denn solch Gras mußte für seine vielgeliebten Pferde ein ausgezeichnet nahrhaftes Futter abgeben. Seine Stimmung hob sich bedeutend, hier gab's gutes Futter für die Säule, die Landschaft war hier rings herum ordentlich hübsch, na, und der Sonnenaufgang, den er heute früh erlebt hatte, der war einfach großartig gewesen!

Bis Karibib führte die nächste Bahnstrecke. Dicht dahinter taucht der für das Hereroland typische Dornbusch auf. Er findet sich entweder in lichten Beständen in der Grassteppe, oder er kommt als dichter Busch vor und macht dann einen waldbartigen Eindruck. Es gibt etwa 30 Arten von Dornbusch, die alle zur Familie der Akazien gehören; der Busch ist kniehoch bis Mannshöhe und darüber. Die Dornen erreichen die Länge eines kleinen Fingers, und sind sehr stark und spitz. Am schlimmsten ist die Sorte, die der Bur „Wart en beten“ nennt, bei ihr sind die Dornen hakenförmig gekrümmt und lassen den, der sich in sie verfangen, schwer wieder los. Namentlich der Dornen

wegen trägt die Truppe drüben die Cordanzüge, eine Art Manchesterjammet. Diesem Stoff können die Dornen nichts anhaben, Kaki wird in Feden gerissen.

So oft auch in dem Verlauf des späteren Krieges die Truppen den Busch vermünscht haben, so war er ihnen doch auf der anderen Seite äußerst nützlich, weil er ihnen wiederholt eine gute Deckung bot, wenn es galt, unbemerkt weiter zu kommen. Auch das rötliche Harz, das der Dornbusch in großer Menge absondert, hat so manchmal den Kriegern drüben gute Dienste geleistet. Mehr als ein Krok wurde an den Gefechtsberichten mit solchem Harz angeklebt, und tadellos war auch der Erfolg, wenn sich die Reiter dieser klebrigen Masse zum Schließen ihrer Briefe bedienten. In den Einböden dieses sonnendurchglühnten Landes, fern ab von den Verkehrsorten, hatte Offizier wie Reiter oft weder Briefpapier noch Kuvert noch Tinte. Ein abgerissenes Blatt aus einem Notizbuch, in dem ein paar Worte mit Bleistift geschrieben standen und das ein Tropfen vom Dornbuschharz fest verschloß, genügte, um als Treugruß nach der Heimat zu eilen und den Lieben dort ersehnte Nachricht zu bringen.

Wie erleichtert atmen unsere braven Reiter auf, wenn sie in glühender Sonne über Klippengeröll oder Dünen sand geritten sind und die Pab dann durch den schattenspendenden Dornbusch führt. Dabei ist es noch ein gerabezu entzückender Anblick, sobald der Dornbusch blüht. Die Zweige mit den dunkelgrünen, kurzstieligen Blättern drängen sich dicht aneinander, lange schneeweiße Dornen lugen daraus vor, und ein gelbes Blütenmeer ist darüber ausgeschüttet. So manche dieser Dornblüten haben auch einen herrlichen Duft an sich. Ernste Schwierigkeiten macht aber dieser im Dornenlande allgemein verbreitete Busch bei der Führung eines Gefechts, wo er jede Uebersticht oft unmöglich macht; auch trägt meist er die Schuld

daran, wenn wir in der Heimat den einen oder den anderen Namen lesen und dann das Wort „bermüßt“ dabei steht. Wer von der Truppe abkommt und in dichten Busch gerät, verirrt sich nur zu leicht.

Unteroffizier Lund, der in Swatopmund alle Hände voll mit den Pferden zu tun gehabt hatte, so daß er an Unteroffizier Fahlto nur die kurze Karte hatte schreiben können: „Glücklich angelangt, in Swatopmund nichts als Sand und ein paar Häuser darauf“ — der erübrigte hier ein halbes Stündchen, um sein Versprechen dem Kameraden gegenüber einzulösen. Er schrieb:

Karibib, den 4. Juli 04.

Lieber Freund!

„Für ein paar Worte reicht noch die Zeit, aber mehr wird's nicht werden, denn die Eltern haben schon einen längeren Brief bekommen. Uebermorgen sollen wir in Gilmarschen nach Dutjo vorgehen; wie verlautet, soll der Feind beabsichtigen, da durchzubrechen und nach dem Obambolande zu ziehen. Unsere Kompagnie, die 1. des 2ten Feldregiments, soll das Gelände dort aufklären und den Schwarzen auf die Wade rücken. Mir schlägt ordentlich das Herz vor Freude, daß wir nun bald herankommen, und will's Gott, unserem deutschen Vaterlande Ehre machen. Hier in Karibib ist es gar nicht so übel, allerdings alles riesig teuer, Bier pro Flasche 1,50 und so ähnlich das übrige. Der Ort liegt in einem Tale, rund herum von einem Felsengebirge umgeben, wirklich ganz idyllisch. Wassermangel ist der einzige Fehler. Ueber die Zukunft kann ich noch weiter nichts mitteilen. Am 29. Juni fuhr ich mit 12 Mann von Swatopmund nach Karibib mit der Bahn; ungefähr 20 Minuten vor der Station Jakalswater, wo wir unser erstes Nachtquartier halten wollten, stürzte ein Mann, der eingeschlafen war, vom Wagen und zog sich einen einfachen Bruch des Schienbeins zu und

sechs Kopfstunden, aber ungefährlich, außerdem noch einige Blüße und Schrammen. Am selben Abend, gleich nach meiner Ankunft in Zakalswater, fuhr ich mit dem Kranken in einem Sonderzuge nach Swakopmund zurück, wo ich in der Nacht um 3 Uhr anlangte. Den andern Morgen früh 10 Uhr fuhr ich mit der Kompagnie wieder nach Zakalswater, woselbst wir übernachteten, und am 1. Juli gelangten wir um 4 Uhr nachmittags hier in Karibib an. Es geht mir sehr wohl. Ich werde von jetzt ab nur hauptsächlich noch Feldpostkarten senden können.

Grüße die Kameraden! Nun geht's vorwärts, na, ich hoffe, ich werde unserem Regiment hier drüben auch keine Schande machen.

Dein treuer Kamerad

Unteroffizier Lund.

Den 5. Juli.

Jetzt geht's dem Feind entgegen. Hurra!"

Ganz so schnell wie Unteroffizier Lund es sich dachte, ging es nun freilich nicht, aber Tag um Tag brachte die Kompagnie doch dem Feinde und ihren Aufgaben näher.

Von Karibib aus, wo die Leute beritten gemacht waren, ging es nun dem Norden zu. Die Pab, wie die Straße genannt wird, die durch Pferdespuren und die Geleise der Frachtwagen gebildet ist, war hier durch den vielen Verkehr der Händler ganz leidlich für afrikanische Verhältnisse. Ein kurzes Bild der Julitage sollen die Briefe bilden, die Unteroffizier Lund in dieser Zeit in die Heimat sandte. Sie geben, wenn auch in gedrängter Kürze am besten den Einblick in ein treues Reiterherz und in diese Wochen vor dem entscheidenden Waterbergkampf.

Omaruru, den 13. Juli 04.

„Gerade noch heute abend bietet sich Gelegenheit, ein paar Zeilen abzusenden, morgen rüsten wir uns zum

Ausbruch und übermorgen geht es fort. Wir sind im Gelände des Feindes und gehen vorläufig zur Etappe Otowakuatjwi, die stark bedrängt und wenig besetzt ist. Unser Hauptangriff wird freilich noch auf sich warten lassen müssen, er kann erst im August stattfinden. Die Truppen sind noch nicht alle zur Stelle, nur Patrouillen von uns werden dem Feinde entgegengeschickt. Das Land hier ist einfach romantisch schön und herrliche Jagd gibt's. Gamsböcke, Klippböcke, Perlhühner, Fasane, Tauben sind hier. Nachts hört man die Schakale heulen.

„Um Mittag haben wir ungefähr 37—39 Grad Celsius und Nachts ungefähr 2 Grad über oder unter Null. Es gefällt mir sehr gut, nur für meine Ungebildtheit müßte es noch schneller drauf gehen, aber wenn's auch noch dauert, es geht doch halb los, und dann wollen wir denen, die unsere deutschen Farmer so hinterrücks niedergemacht haben, das braune Fell gerben. Vor einigen Tagen war ich in der Farm Etiro, wo der Farmer Joost ermordet wurde. Es war ein herrliches Gehöft, aber von diesen schwarzen Kerls völlig zertrümmert, so daß es einen traurigen Anblick darbietet. Sonst müßte ich für heute nichts Neues mitzuteilen, als die besten Grüße aus dem schwarzen Lande.“

Omaruru, den 14. Juli.

„Gerade heute erhielt ich den lieben Brief aus der Heimat, es war der zweite, den ich bekam. Dann jubelt immer mein Herz, denn dann werde ich mir froh bewußt, daß daheim ein treues Herz mein gedenkt. Gern gehe ich jetzt den Gefahren entgegen, die mich erwarten in der nächsten Zeit, in den nächsten Tagen vielleicht schon.

„Der Spruch in meinem Spruchbuch heißt heute — Bleibe bei uns, Herr, denn es will Abend werden. — Getreu bis mir das Herz im Tode bricht. Wie ich's versprochen,

so halte ich's. Die besten Grüße aus Herzensgrund sende ich aus dem fernen Omaruru der Heimat zu.

Hans Lund."

Ongakawa, den 18. Juli.

„Nur einen flüchtigen Gruß von hier. Es ist 7 Uhr abends, um halb acht Uhr geht es weiter. Ich habe heute Ochsentransport, ein Gefreiter und drei Mann bleiben hier. Der Gefreite befördert die Nachricht zurück. Es geht mir wohl.

Hans Lund."

Otanjanda, den 21. Juli.

„Heute habe ich wieder Zeit ein paar Zeilen zu schreiben. Allerdings Tische und Stühle gibt es hier nicht, aber man kriegt das Schreiben auch so fertig. Hier ist wieder ein Negerdorf und eine Farm. In einem talartigen Felde liegt ein schönes Haus, rund herum von Bergfegeln umgeben. Perlhühner gibt es hier in Menge. Vorgestern schoss ich eins, mein Leutnant und ich ließen uns das Huhn mit etwas Reissuppe schmecken, einfach großartig. Heute speisen wir Rindfleisch und Erbswurstsuppe. Mir geht es gut nach afrikanischer Art, es gefällt mir auch sehr gut, nur möchte ich, daß die Geschäfte noch schneller vorwärts gehen könnte, wir sind noch ungefähr 50 Kilometer von den Waterbergen entfernt. Sonst nichts Neues als die besten Grüße.

Hans Lund."

Otanjanda, den 21. Juli, abends.

„Schon heute Mittag habe ich einige Zeilen abgeschickt, heute abend schreibe ich noch ein paar Worte, denn morgen reite ich mit meinem Leutnant und 20 Reitern nach Grootfontein, um Oberleutnant Volkmann, der dort vom Feinde bedrängt wird, zu Hilfe zu eilen. Da kann ich in den nächsten Tagen mit den schwarzen Herks zusammen kommen! Herrlich, nicht wahr? Auf Wiedersehen hier oder droben. Gott mit uns. In Treue Hans Lund."

Feldpostkarte.

Otanjanda, 22. Juli.

„Noch geht mir's immer wohl,  
Entfernt vom nord'schen Pol,  
Daß nur alleine ist ein echter deutscher Mann,  
Der klaglos Not und Schmerz ertragen kann." H. L.

Feldpostkarte.

Dijivarongo, den 22. Juli, abends.

Wasserstelle.

„Wir leiden keine Not.  
Das erste Mittagbrot  
Auf Patrouille verzehrt!  
Der Mund nun begehrt  
Ein Pfeifchen zu rauchen  
Beim ersten Verschmaufen.  
Zur heut'gen Mittagsstund  
Grüß' ich aus Herzensgrund." H. L.

Unteroffizier Lund hatte die Karte auf seinen Knien geschrieben.

„Ein Gruß für die Heimat?" fragte sein Leutnant, der herantreten war.

„Befehlen, Herr Leutnant, so lange man's noch kann, schreibt man halt, wo und wie man es zu Wege bringt."

Karl Friedrich nickte. „Necht so, am Ende ist's wohl erlaubt, auch einen Gruß beizufügen?" und er schrieb auf die Feldpostkarte, die Lund ihm eiligst gab, noch selbst einen Gruß. Hatte er die auch noch nie gesehen, an die die Zeilen gerichtet waren, unter afrikanischer Sonne und im Kriegerleben knüpfen sich leicht die Fäden von hüben nach drüben, und ebenso schlingt sich auch das Band zwischen Vorgesetzten und Untergebenen fester noch als sonst. — Afrikanische Kameradschaft.

### 9. Unerwartetes Wiedersehen.

Der Patrouillenritt des Leutnant von Wilbert und des Unteroffiziers Lund ging weiter über Omarasa nach Wiams und Otawi, wo sie den 25. Juli eintrafen. Reiter und Pferde waren alle frisch und wohlbehalten. Bis jetzt war man noch auf keinen Feind gestoßen. Mit der Verpflegung hatte es nicht gehapert, ja, sie war sogar, wie Karl Friedrich behauptete, großartig gewesen. Unteroffizier Lund, der ein trefflicher Schütze war, hatte manches Bock und manches Beskshuhn zur Strecke geliefert, und dann gab es immer einen guten Schmaus.

Mit der Kochkunst der Reiter mag es nicht weit her sein, wird wohl so mancher denken, aber damit hat er fehl geschossen. Aus dem Wenigen, was unsern Leuten brühen zu Gebote steht, wissen sie doch noch etwas Schmachhaftes zurechtzumachen, freilich auf ganz andere Art als unsere deutschen Hausfrauen.

Der Bock, den Lund am Morgen geschossen hatte, wurde zu Mittag verzehrt, und wie der zubereitet wurde, das geschah in höchst primitiver Weise. War der Dornbusch da, nun, so bot der ja Holz genug zum Feuer, fehlte der aber und sah man weit und breit nichts als Sand und Klippengeröll, dann mußte man sich eben anders helfen und auch das ging. Der trockene Dünger, den die Sonne gebörkt hatte, und der sich an allen Wasserstellen immer zahlreich findet, mußte dann herhalten. Er brennt ganz vortrefflich und gibt gute Glut. In diese werden breite Scheiben, die meist aus den Keulen des Klippbocks geschnitten sind, tief hineingesteckt. Hat man Salz, so wird das Fleisch vorher damit bestreut, hat man keins, so tröstet man sich ohne diese Würze des Lebens. Etwa 10 Minu-

ten rüsten die Scheiben in der Glut, dann werden sie herausgenommen, an irgend einer Karre, an einer alten Kiste, nötigenfalls auch am Stiesel abgeklopft, damit sie die gewisse Kruste verlieren und dann — so behaupten unsere Reiter, schmeckt es ganz ausgezeichnet.

Das Wasser an solcher Wasserstelle ist nun auch kein sprudelnder Quell mit kristallhellem Wasser, sondern meist eine recht trübe Lunte, „Afrika-Bräu“, wie die Reiter es getauft haben. Dieses für Mensch und Tier so unentbehrliche Labfal, ist trotz seiner trüben Farbe und seines fraglichen Geschmacks heiß begehrt und findet sich im Dornenlande auf die verschiedenste Weise, leider nur viel zu spärlich.

Die Flüsse haben mit wenigen Ausnahmen nur zur Regenzeit Wasser, sonst bieten sie nichts anderes als ein sandiges Revier, doch kann man — wenn man dort nachgräbt und Glück hat, auch in trockener Zeit auf Wasser stoßen. In Felspalten etliche Meter tief sind die besten Stellen. Da ist das Wasser verhältnismäßig klar und wird aus der Tiefe herausbefördert, indem ein paar der Leute herunterklettern, Kameraden die auf vorspringenden Felsstücken stufenweise höher stehen, reichen die gefüllten Eimer in die Höhe. So bildet die lebendige Kette einen natürlichen Ziehbrunnen. Weniger schön ist das Wasser in den sogenannten „Pfannen“, kleine Teiche, die je nachdem sie austrocknen, manchmal nichts anderes sind als ein Schlammloch. Auch ein „Bley“ hat schon oft die Durstqualen von Roß und Reiter gelöscht. Solch ein Bley ist eine große, große Pfütze, in der sich Regenwasser anzufammeln pflegt. Neben diesen ursprünglichen Naturwasserstellen gibt es auch reguläre gemauerte Brunnen, besonders auf deutschen Farmen, die Vorläufer des Zukunftsbildes wenn wir uns die heiß erkämpfte Kolonie langsam aufblühend denken.



In violetterm Farbenschimier lagen die Bergkuppen, als die Sonne sich durch das leuchtende Wolkengebilde sieghaft die Bahn brach. Mit einem Schläge war die Dämmerung verschwunden, blendende Helle breitete sich aus und lichtgitternd strahlte und flimmerte Sand und Felsgestein.

Unteroffizier Lund ritt neben seinem Leutnant. Jetzt mußte es ja bald losgehen, sie sprachen davon, und Lunds vorwärtstrebende Ungebuld brach immer wieder durch.

„Zimmer ruhig Blut, Lund, wir kommen schon noch heran,“ erklärte sein Leutnant. „Wenn jetzt an der einen Ecke zu früh losgeschlagen wird, ehe die Schwarzen um den Waterberg richtig eingekesselt sind, dann ist der ganze Plan verpfuscht. Man muß eben lernen, auf's Große und Ganze sehen und nicht selber einmal zu voreilig ein Vorbeereis wegschnappen wollen.“

Lund überlegte die Antwort. Es wollte ihm wohl hinken, als ob sein Leutnant recht habe, aber er meinte doch, rasch zugreifen müsse ein jeder, sobald sich ihm die Gelegenheit böte, etwas Tüchtiges oder gar etwas Besonderes zu leisten. Ehe er sich aber zurechtlegen konnte, wie er das ausbrüden wollte, kam ein Gefreiter an ihn herangeritten. „Herr Unteroffizier, dem Reiter Jakobsen sein Brauner ist eben auf dem Felsgeröll ausgeglitten und hat sich das Knie aufgeschlagen.“

Lund war sofort bei dem Pferde, dem das Blut über die Hufe lief. Es zitterte am ganzen Leibe und wagte den verletzten Fuß nicht aufzusehen.

„Alle Wetter, da hat der Kerl nicht aufgepaßt,“ schalt der Unteroffizier, „dem Gaul muß da noch was im Huf stecken, sonst tät er nicht so zimperlich, wenn man da klopf. Heraus mit der Sprache, Jakobsen, der Braune ist schon eine Weile lahm gegangen, ehe er stürzte.“

Die stahlblauen Augen des Unteroffiziers sahen den

Reiter scharf an. Der senkte schuldberuht den Blick. „So ein bißchen mag's wohl gewesen sein, Herr Unteroffizier, aber schlimm war's nicht.“

„Nä, was, muß denn der Gaul erst auf drei Beinen laufen, ehe ihr euch bequemt, abzustiegen und nachzusehen, was los ist,“ schalt Lund. „Die reine Faulheit ist's, wenn ihr dem Gaul auf dem Rücken klebt und nicht bemerken wollt, daß das arme Tier lahmt.“

Er hatte von der Karre einen gefüllten Wasserfad bringen lassen und wusch dem Tiere die Wunde. Sein Leutnant war herangeritten, stieg ab und prüfte ebenfalls genau das verletzte Knie. „Ich glaube, wenn der Braune ein paar Tage Ruhe hätte, würde es ohne Schaden abgehen,“ meinte er.

„Stimmt, Herr Leutnant, stimmt. Ich werde ihm jetzt gleich mal das Eisen herunterreißen lassen und sehen, ob sich da was eingeklemmt hat.“

Das geschah nun gleich auf des Unteroffiziers Geheiß. Er selbst hielt dem Pferde das Bein und zog dann kopfschüttelnd, als das Eisen lose war, einen Stein splitter hervor, der sich schon tief in das Fleisch eingehohrt hatte.

„Da haben wir's. Hätte der Kerl aufgepaßt und gleich nachgesehen, dann wäre der Gaul nicht hingeschlagen. Na, wenigstens ist das arme Tier nun das Ding los.“

Wilbert, der unterdessen etwas seitwärts geritten war, kam zurück. „Statt in Ur's Mittagstast zu machen, wollen wir das jetzt schon besorgen,“ sagte er. „Nichts von uns liegt eine Farm, wie ich eben entdeckt habe. Vielleicht können wir den Braunen da für Geld und gute Worte gegen ein anderes Pferd einhandeln, oder auch nur leihweise stehen lassen. Ich werde gleich voranreiten und das Nötige besprechen. Kommen Sie mit den Leuten nach, Lund.“

„Zu Befehl, Herr Leutnant.“ Der Unteroffizier stand einen Augenblick stramm, dann überwachte er wieder sorgfältig das Auflegen des neuen Eisens.

Karl Friedrich ritt unterdessen auf die Farm zu. Friedlich und freundlich lag das weiße Haus mit den Verzierungen des dunklen Schnitzwerks an Thür und Fenstern, sowie an der Veranda vor ihm. Es heimmelte ihn förmlich an, wie er darauf zuritt. War es auch nur ein Dornbusch, der seine Zweige hier ausbreitete, es stand doch eine Bank darunter, und auf der saß ein großes, blondes Mädchen, eine echt deutsche Erscheinung, blauäugig und weiß von Haut, kräftig und elastisch in jeder Bewegung. Sie stand auf, als sie ihn kommen sah, und zugleich schnellte neben ihr eine schwarze Gestalt auf, der im Wollkopf die Straußenfeder steckte. „Natürlich der Bambuse, der wie eine treue Dogge seine Herrin bewacht,“ schloß Karl Friedrich ganz richtig.

Einfach und herzlich klang das „Willkommen“, mit dem das Mädchen den Offizier begrüßte. „Die Brüder sind im Viehtraal, ich werde sie gleich rufen,“ setzte sie hinzu.

Karl Friedrich überließ dem Bambusen sein Pferd. „Wollen Sie mich nicht lieber zu Ihren Brüdern hinführen?“ schlug er vor. „Ich will um Erlaubnis bitten, daß ich auf Ihrer Farm hier mit meinen Leuten Mittagssrast halten kann, und möchte noch ein anderes kleines Geschäft mit dem Farmbesitzer abwickeln.“

Fritz Wendelow, der Sohn des Hauses, kam eben aus dem Kraal. Der Offizier ging auf ihn zu und das junge Mädchen schlüpfte in das Haus, um für den Gast die im Südwest so vielgeliebte Kopje Kaffee zu bereiten.

Eine Viertelstunde später traten die beiden Herren in das Wohnzimmer ein. Leutnant Wilbert hatte das herzlichste Entgegenkommen gefunden. Der Braune sollte hier

bleiben und der Leutnant sich an Stelle dessen eins der Pferde ausfuchen.

Annelies, das blonde deutsche Mädchen, hantierte am Tisch. „Eine Kopje Kaffee gefälltig?“ fragte sie den Eintretenden.

„Wer hätte den im sonnenbeschienenen Afrika je abgeschlagen?“ meinte der Offizier frohgemut und nahm den dargebotenen Platz an.

„Viel ist's nicht, was wir bieten können, aber was da ist, wird fröhlichen Herzens gegeben,“ erklärte Fritz und reichte dem Gast den Plattentabak. Der Leutnant war kein Neuling mehr in den afrikanischen Verhältnissen, er wußte die kleine hölzerne Schneidemaschine, die neben ihm stand, gut zu handhaben, um den Plattentabak in der gehörigen Verfeinerung für seine Pfeife zurecht zu machen. Es wurde ihm recht behaglich zu Mut in dieser deutschen Häuslichkeit. „Das ist doch ein Vergnügen, behauptete er, wenn man die Füße wieder einmal unter einen Tisch strecken kann. Ganz so anspruchslos wie die Eingeborenen sind wir Europäer nun doch nicht. Den Kerls genißen ein paar Beeren oder ungenießbare Knollen, dazu als Lederbissen eine Feldmaus oder Eidechse, und wenn sie kein Wasser haben, schlürfen sie den Morgentau von den Gräsern. Das kann unsereiner nicht, aber man lernt, glaube ich, in den südwestafrikanischen Steppen Anspruchslosigkeit und Selbstzucht. Ein spärlicher Trank, ein wenig Reis und ein Stückchen von dem bewährten Kriegskameraden, der Erbsenwurst, das muß genügen.“

Fritz blies nachdenklich die Wolken aus seiner Pfeife. „Versteht sich, und man kommt auch mit wenigem aus.“

Der Offizier sah ihn prüfend an. Dieser blonde Deutsche gefiel ihm gut. Seine offene Art, das herzliche Entgegenkommen und eine selbstbewusste, frische Kraft, die aus diesen sonnenbrannten Zügen sprach, zog ihn an.

„Und was macht hier das Farmerleben,“ erkundigte er sich. „Sind Sie bisher noch unberührt geblieben von dem Aufstande?“

„Gott sei Dank, ja.“ Fritz gab die Antwort mit einem Seufzer der Erleichterung. „Vorläufig ist noch alles glatt gegangen, aber jeder Tag kann das ändern, darauf muß man sich gefaßt machen. Einstweilen mühen wir uns in harter Arbeit und Entfagung, das Wägelchen unserer selbstgewählten Existenz über den steilen Berg der südwestafrikanischen Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen herüber zu treiben. Leicht ist's nicht, aber schön ist's doch. Man will hier zeigen, was wir Deutsche zu Stande bringen können.“

Ueber Karl Friedrichs bewegliche Züge ging ein helles Leuchten. „Ja, ja, hier draußen unter Afrikas heißer Sonne sind Männer an der Arbeit, die in der Fremde ein Stück Deutschland aufbauen wollen, das geht alle etwas an, die ein deutsches Herz in der Brust haben.“

Fritz reichte ihm über den Tisch die Hand hin. „Daß wir uns hier ansiedeln konnten, das verdanken wir unserer Schutztruppe, sie stand Schilbwache vor dem Heim des deutschen Mannes. Wäre sie von Anfang an zahlreicher hier vertreten gewesen, nie wäre es zum Aufstande gekommen. Aber nun wird's schon besser werden, der Schwarze will Macht sehen, und die konnte so nicht genügend zum Ausdruck kommen.“

Annelies, die bisher ihren Hausfrauenpflichten obgelegen hatte, trat jetzt an den Offizier heran. „Soll's morgen bis nach Grootfontein gehen?“ erkundigte sie sich.

„Sehr richtig, das ist unser Ziel,“ bestätigte dieser. „Wenn alles klappt, erreichen wir's. Aber man muß hier mit anderen Zahlen und Schwierigkeiten rechnen wie im Mutterlande. Afrika ist das Land der begrenzten Möglichkeiten.“

„Und der unbegrenzten Ungebundenheit,“ fiel Hans fröhlich ein. „Ich liebe dieses sonnburchglühete Land, und ich glaube, müßte ich einmal weg, ich würde die Sehnsucht nach diesem Afrika nie verlieren.“

Gedankenvoll sah ihn Karl Friedrich an. „Ein alter Schutztruppler sagte mir neulich, er zöge sein freies Wirken hier, seine welltenverschließende Einsamkeit im Dornenlande dem Rausch und dem Glanze jeder Gesellschaft vor, und ich glaube, ich könnte ihn darin verstehen lernen.“ Er unterbrach sich und sah aus dem Fenster. „Da kommen meine Ketter, und mein Unteroffizier führt natürlich den lahmen Braunen höchst eigenhändig am Zügel. Das sieht ihm ähnlich.“ Er wandte sich an Wendelow: „Für meinen Unteroffizier darf ich wohl auch nachher um einen Platz an Ihrem Tische bitten. Wir teilten auf der Pab alles miteinander, nun möchte ich mich auch mit ihm zusammen an Ihrem gastlichen Tische laben.“

Bereitwillig versicherte der junge Wendelow, daß der Unteroffizier ihnen auch ein sehr willkommener Gast sein würde.

Freiherr von Wilbert war aufgestanden. Er ging zu seinen Reitern, Fritz hatte noch im Kraal zu tun und Annelies in der Küche. In einer halben Stunde wollte man sich im Wohnzimmer zusammenfinden.

Timotheus hatte tüchtig springen müssen, seine junge Herrin hatte ihn zu allerlei Diensten gebraucht. Jetzt aber war alles hergerichtet, und der Bambuse rief sich schmunzelnd den Magen, er wußte, es würde heute auch etwas Gutes für ihn abfallen. Fritz überfah den Tisch. Es war alles so sauber und zierlich hergerichtet. Ja, das verstand das Mädel, und das Kochen obendrein, wenn's auch nur schlicht und einfach auf Farm Carlshorst hergehen konnte, so einen besonders freundlichen Anstrich, so

einen Schimmer von deutscher Behaglichkeit mußte die Annelies doch allem zu geben.

Wo steckte sie denn jetzt? Sie hatte sich ja nur noch die krausen Haare glätten und eine Schürze umtun wollen! Da öffnete sich die Thür, der Leutnant trat ein und hinter ihm ein Unteroffizier.

Doch ehe noch der junge Offizier ein Wort hatte sagen können, war Wendelow wie elektrifiziert von seinem Stuhle aufgesprungen. „Donnerstag und Freitag! Es ist wohl nicht möglich! Hans! Wahrhaftig, der Hans Lund ist da.“ Er war auf den Unteroffizier zugeeilt und dieser kam ihm mit ausgestreckten Händen entgegen.

„Na so was! So 'ne Freud, so 'ne große Freud!“ rief er ganz überwältigt, während ihm das heiße Blut in die Wangen schöß.

Herzlich umarmten sich die beiden.

„Hab's nicht gedacht, daß wir zwei uns noch mal die Hand schütteln würden, und noch dazu hier in Afrika.“

Karl Friedrich hat dieser kurzen, sich lebhaft entwickelnden Szene fröhlich zugeschaut.

„Da feiern wohl zwei alte Bekannte Wiedersehen?“ fragte er.

Unteroffizier Lund stand stramm. „Befehlen, Herr Leutnant. Wir sind aus einer Stadt und haben dazu-malen gut zusammengehalten. Fritz“, wandte er sich an diesen, „mein Vater läßt schön grüßen, er hat mir's besonders aufgetragen, und noch allerhand für deinen Vater. Er lebt doch noch?“ setzte er zögernd hinzu.

„Freilich, freilich, es wird auch nicht lange dauern, dann kommt er heim mit dem Kurt. Aber ich verstehe doch nicht . . .“

Er wollte in Gegenwart des Offiziers nicht des Bruches erwähnen und konnte sich nicht zurechtfinden in diesem herzlichen Gruß des alten Lund.

Der Unteroffizier behielt keine Zeit zur Antwort, denn eben öffnete Timotheus seiner Herrin die Thür und diese trat ein, in der Hand ein Tablett mit zinnernen Bechern.

Bei diesem Anblick vergaß Lund alles um sich her; das Damals und Heute wurde für ihn zu einem einzigen glückseligen Augenblicke, den er erfassen wollte und festhalten, so lang die kurze Spanne einer heiß ersehnten Zeit sich ausdehnen ließ.

„Mädel! Mein Mädel! Mein herziges Mädel,“ rief er. Die zinnernen Becher klrirten in Annelies' Händen, sie rollten zur Erde und auch das Brett ließ sie fallen. Sie mußte ja beide Hände frei haben für den, der sie jetzt stürmisch und jauchzend an seine Brust preßte.

„Du grundgütiger Gott! Ich kann's ja noch gar nicht fassen, daß ich dich wieder hab.“ jubelte Annelies, „man könnte ja rein närrisch werden, vor lauter Freud und Dank.“

Timotheus, der mit großen Augen aufs äußerste erstaunt von einem zum anderen gesehen hatte, kapierte nun doch endlich die Sache, stieß ein kurzes Freudengeheul aus, sprang von einem Fuße auf den andern und rief in den verschiedensten Tönen wechselnd immer wieder: „Ei jo, Mei Missi!“

Der junge Offizier klopfte Fritz auf die Schulter: „Da kann man wohl gratulieren,“ meinte er herzlich, „aber vorläufig nur dem Bruder, die beiden haben noch zu viel mit sich selber zu tun.“

Lund drehte sich um. „Für einen freundlichen Glückwunsch von meinem Leutnant habe ich doch immer die Ohren auf,“ meinte er und sah dabei so seelenbergnügt aus, daß Karl Friedrich ihn fast beneidet hätte.

„Kerl, wahrhaftig, es geht Ihnen ganz unvernünftig gut,“ sagte er und schüttelte ihm herzlich die Hand. „Nun, ich wünsche Ihnen alles denkbare Glück, Sie sind ein

braver Mensch und verdienen es. Ja, ja das Festhalten, das versteht der Hund," wandte er sich an Annelies, „loslassen gib'ts bei ihm nicht, hat es wieder mal bewiesen bei seinem blonden Mädchen."

Hund, der noch immer den Arm um seine Annelies gelegt hatte, strahlte. „Deutsche Liebe geht übers Weltmeer und deutsche Treue soll, will's Gott, auch hier Wurzel schlagen," rief er, und die Worte klangen dabei wie ein Gelübde.

Von niemand bemerkt tauchte dabei der Kopf des Händlers Berko am Fenster auf, um ebenso schnell zu verschwinden.

Das war nun eine Stunde unter dem schlichten Wellblechbache dieser afrikanischen Farm, wie sie die Beteiligten nicht schöner denken konnten. Wenn das nun auch in erster Linie von dem Brautpaare galt, so verstanden die anderen drei, jeder in seiner Art, das Mitfreuen doch trefflich. Und in diesen Freudentrubel hinein trat nun der alte Wendelow mit Kurt.

Er blieb überwältigt auf der Schwelle stehen, während Kurt den Jugendfreund freundlich, aber doch mit einer gewissen Zurückhaltung begrüßte.

Hans wollte sich keine Minute des kurzen Glückes rauben lassen. Er ergriff die Hand des Alten und ohne jede Vorrede sagte er: „Mein Vater läßt Euch fragen, ob es Euch recht ist, wenn ihr beide einen Strich machtet durch alles, was gewesen und wieder Freunde wäret wie ehedem."

Ein Aufschluchzen des alten Wendelow antwortete ihm. „O mein Gott, wie habe ich mich danach gesehnt," stammelte er.

Dem Unteroffizier wurden die Augen feucht. „Genau so wie mein Vater," sagte er, „und ich — na, ich habe mich auch aus Herzensgrund danach gesehnt, daß es wieder Frieden wurde zwischen den Vätern um meines Mädels

willen." Er zog Annelies zu sich heran. „Vater, die gebt mir zum Weibe, darum bitt ich Euch."

In tiefer Rührung legte der alte Wendelow seiner Tochter Hand in Lunds treue Rechte. „Gottes Segen mit euch, meine Kinder," murmelte er, „allzeit — allzeit!"

## 10. Hilfe in der Not.

Kurz war nur die Stunde des Glücks dem jungen Brautpaare zugemessen; sehr bald nach Wendelows Eintreffen langten ein paar Reiter aus Dutjo an, sie waren den Spuren der Abtheilung nachgeritten und brachten an Leutnant von Wilbert den, eben in Dtabi angelangten Befehl, nicht mehr nach Grootfontein zu reiten, sondern sich süblich nach Djenga zu wenden, um dort wieder mit der Kompagnie zusammenzustoßen.

Um Annelies' Lippen zuckte es bedenklich, und helle Tränen standen in ihren Augen, als sie dem Geliebten beim Abschied die Arme um den Hals legte und ihm zurannte: „Behüte dich Gott, du mein Herzensschah, ich denke dein und bete für dich früh und spät."

Er drückte sie an sich. „Sei tapfer, mein Mädel, und vertraue Gott. Ich bleibe dein, bis mir das Herz im Lode bricht!"

Nun waren sie fortgeritten, ahnungslos, welch ein brohendes Unheil über Farm Carlshorst stand.

Im Dornbusch, an dem sie vorbeizogen, lagerte ein Trupp Hereros. Die Reiter ließen sie ungehindert ziehen, die Abtheilung war ihnen zu stark, aber als die Nacht einbrach, hatten sie sich ein anderes Ziel gewählt, Farm Carlshorst sollte geplündert werden.

Wilbes Schreul weckte Annelies aus dem Schlaf. Sie fuhr auf. Im Augenblick wurde ihr klar, was geschah.

Sie wußte, daß alle Vorsichtsmaßregeln getroffen waren und die Brüder sich Nacht um Nacht im Wachen ablösten. Man mußte ja täglich auf alles gefaßt sein, und doch hatten sie sich allmählich in die Hoffnung gewiegt, daß die Gefahr vorüber und für sie nichts mehr zu befürchten sei.

Annelies hatte sich schnell in ihre Kleider geworfen, da pochte es an ihre Thür. „Lies, sie sind da,“ rief ihr Friß zu, „aber keine große Kopfszahl, wir werden mit ihnen fertig werden.“

Das Mädchen stand schon vor ihm. „Stelle mich an, Friß, was gibts zu tun?“

Er brückte ihr das Gewehr in die Hand. „Du verteidigst mit mir das Haus, Timotheus und du im unteren Stock, ich oben. Kurt ist mit dem Vater und unseren Leuten im Kraal. Da — da geht's schon los!“

Er sprang die Treppe herauf nach oben.

Schüsse knatterten, ein Wutgeheul der Hereros antwortete. Sie hatten jedenfalls diese Begrüßung nicht erwartet. Annelies schauerte zusammen, ihre Hände, die sich um das Gewehr gefaltet hatten, schlossen sich fester — „Herr Gott, verlaß uns nicht,“ flehte sie mit aller Inbrunst.

Es war ein kurzes, aber heißes Stoßgebet, dann richtete sie sich auf, Ruhe und Entschlossenheit war wieder in ihr Gemüt zurückgekehrt.

Fenster und Türen waren, wie sie es seit dem Beginn des Aufstandes jeden Abend taten, durch Säcke teils ganz verbarrt abirt, teils so, daß sie dem Schützen Deckung boten, aber auch zugleich eine Schießscharte und einen Auslug. Da hatte Annelies jetzt ihren Platz, das Gewehr fertig zum Schuß, spähte sie hinaus auf den mondbeschienenen Platz vor dem Hause. Auf den Viehkraal hatten die Schwarzen es zunächst abgesehen, von dort her tönte das Schießen und Toben.

Wie lange es gewährt hatte, wußte Annelies nicht, in solchen Stunden dehnen sich die Minuten zu Ewigkeiten. Nach einiger Zeit ließ das Schießen nach, es war, als ob die Hereros abzögen, und bald trat Stille ein. Der Angriff war offenbar abgeschlagen, die Schwarzen hatten sich nicht stark genug gefühlt und den Versuch, den Kraal zu stürmen, aufgegeben. An das Haus hatten sie sich gar nicht herangemacht. Aber war wirklich die Gefahr überwunden? Annelies fühlte sich durchaus noch nicht sicher, und auch die Brüder schienen so zu denken. Sie verhartete auf ihrem Posten, und so verging die Nacht, die Dämmerung schwand, und blendend strahlte die Morgen Sonne vor dem Hause. Timotheus, der das Gewehr im Arm die Nacht schweigend neben seiner Herrin gekauert hatte in offenbarem Kampfe zwischen Angst und anhänglicher Treue, hantierte seit einer Weile im Zimmer umher. Jetzt stand er neben Annelies. „Hereros Allmann wegloopt! Will Missi Koffi?“

Das Mädchen schüttelte unwillig den Kopf. „Ach, wer denkt jetzt daran?“

Timotheus tippte mit dem Finger gegen seine Brust. „St. Der Koffi is gut. Missi soll drink. As Missi noch lange da so stande, Missi umfalle. Mister Friß ok Koffi gebrinkt.“

Annelies wandte sich zu ihm. „Bist du sicher, daß die Hereros abgegangen sind? Sagt es mein Bruder auch?“

„Sigger, Missi!“ Der Wollkopf nickte. „Die Herero is weg. Drink nu die Koffi.“

Sie nahm den Becher, den der Bambuse ihr reichte, und trank. „Das tut gut, wenn man so stundenlang auf Posten stand. Mußt auch an dich denken.“

Ein breites Schmunzeln des Schwarzen antwortete ihr. „St längs drink.“

Annelies nickte ihm freundlich zu. „Hast's reblich verdient, hast brav bei mir ausgehalten.“

Timotheus reckte sich stolz. „It is nich Angst. It fall Hereros skiet as it ein siehn. Die Hereros fall Missi nich kriege.“

Jetzt kamen die Brüder. „Sieh, du bist ein Prachtmädel, just geschaffen für unsere Zustände hier,“ rief ihr Frih entgegen, „kein Jammern, wie es losging, nur gefragt, was soll ich tun.“

„Einen besseren Kameraden können wir uns auf der Farm nicht wünschen,“ bestätigte Kurt und klopfte sie auf die Schulter. „So eine, das ist 'ne Frau für Afrika, aber für den Bund; der Berko kriegt dich nicht, und wenn er uns das Dach über dem Kopf wegnehmen wollte!“

Timotheus hatte unterdessen die Säcke von dem einen Fenster entfernt, helles Licht strömte herein. Es zeigte den Brüdern das blasser und doch so strahlende Gesicht der Annelies. „Nun ist doch noch alles gut geworden,“ meinte sie, „vorwärts mit Gott, wie der Hans sagt, und kein Verzagen.“

Völlig beruhigt fühlte sich aber keines heute morgen auf der Farm. Der alte Wendelow hatte sich auf bringendes Bitten seiner Kinder zur Ruhe hingelegt, alle anderen in der Farm behielten ihren Posten im Auge. Der Gedanke lag nahe, daß die Hereros sich Verstärkung holen und dann zurückkehren würden. Die Brüder nahmen das fast mit Gewißheit an und beratschlagten, ob nicht einer von ihnen sich nach Otavi aufmachen sollte, um dort Hilfe zu holen. Aber sie kamen darin überein, daß es ratfamer sei, zusammen zu bleiben, weil man hier in der Farm kein Gewehr missen könne, um so mehr, weil Sammel, der andere Bambuse, auf dessen Zuverlässigkeit die Brüder geschworen hätten, seit der Nacht verschwunden war.

Annelies stand am Herd. Da schlüpfte eine Gestalt zu ihr herein und huschte dicht an sie heran.

„Der Retter ist da, er kommt um sein zukünftiges Weib zu schützen und in Sicherheit zu bringen,“ raunte ihr Berko zu.

Annelies zuckte spöttisch die Schultern. „Aus welchem Versteck ist denn der Retter herausgetrochen?“

Er überhörte absichtlich ihre Frage und fuhr nur fort: „Ich werde meine Annelies nach Swatopmund bringen, mit dem nächsten Schiff geht's dann in die Heimat.“

Das Mädchen kreuzte die Arme und lehnte sich gegen den Herd. „Wie lange ist der Herr in Afrika?“

„Sechs Jahr!“

„Und er ist ein Deutscher?“ examinierte sie weiter.

„Natürlich, das wissen Sie ja!“

„Es wollte mir nur nicht so recht in den Kopf.“

Berko wurde ärgerlich. „Was soll denn das heißen?“

Nun richtete sich das Mädchen auf. „Das soll heißen, daß er ein erbärmlicher Feigling ist, wenn er jetzt daran denkt, das Land zu verlassen.“

Höhnisch lachte der Händler auf. „Es fällt mir doch nicht ein, meine Haut zu Markte zu tragen.“

Da flammte es in Annelies Augen auf. „Mensch, verstehen Sie denn nicht, daß ihre Brüder hier ein heiliges Recht an Sie haben, daß sie verlangen können, daß Sie sich mit ihnen zu ihrer Verteidigung verbinden, alle für einen und einer für alle?“

Solche Reden waren keineswegs nach Berkos Geschmack. „Und das Ende vom Liede ist, daß man dabei totgeschossen wird,“ meinte er.

Das Mädchen schüttelte sich. „Du lieber Himmel! Und ich hätte mich beinahe überreden lassen, solche Jammergestalt zum Manne zu nehmen!“ Verächtlich wandte sie sich von ihm ab. „Machen Sie, daß sie nach Swatop-

mund kommen und dann schnell weg! Hier machen Sie dem deutschen Namen nur Schande!"

Drohend hob sich seine Faust. „Mädchen, ich sage dir . . .“

Aber sie ließ ihn nicht weiter reden. „Nein, ich sage dem Berko, er ist gar nicht wert, ein Deutscher zu sein, wenn er nichts von Kameradschaft, nichts von Treue weiß. Wir halten hier aus, wir stützen uns, wir wachen und kämpfen für einander, und wenn wir dabei sterben müßten, dann besiegeln wir die deutsche Treue mit unserem Blut.“

Mühend stand sie vor ihm mit leuchtenden Augen, den stolzen Blondkopf frei erhoben. Er hätte sie an sich reißen mögen, sie war ihm, trotz allem, noch nie so begehrenswert erschienen. Da stürzte Timotheus herein.

„Mißi, die Herero komme! Banja Menge! Da — da!“ Berko starrte entsetzt nach der Richtung, auf die der schwarze Finger wies. Nun, sein Karren stand wenigstens in ganz entgegengesetzter Richtung im Busch. Da konnte er doch am Ende noch rechtzeitig der Gefahr aus dem Wege gehen. Er entschlüpfte aus der Tür, Timotheus berrammelte sie hinter ihm.

Und nun brach ein neuer Sturm los, ein neuer Kampf. Die Hereros in verstärkter Kopfszahl rückten an; die eine Abteilung hatte es auf den Kraal abgesehen, die kleinere rückte gegen das Haus.

Jetzt fielen die ersten Schüsse vom Kraal aus. Annelies war an ihren Posten geeilt.

„It fall mei Mißi help,“ erklärte Timotheus und schob sein Gewehr in die Oeffnung am Fenster.

Die zweite Abteilung stürmte jetzt auch gegen das Haus vor. Drei Schüsse trachten ihnen entgegen; sie waren alle auf dem Posten da drinnen in dem kleinen Wellblechhause wie im Kraal. Die Hereros antworteten

mit Geheul und Schüssen. Eine Kugel zersplitterte eine Fensterscheibe und bohrte sich in die gegenüberliegende Wand. Annelies und Timotheus hatten in der Eile vergessen, das eine Fenster zu verbarrikadieren, das der Bambuse heute früh freigelegt hatte.

Aber nicht das war es, was dem Mädchen das Blut jetzt so heiß in die Wangen trieb, sondern ganz was anderes; sie hatte es deutlich gehört, in das Hererogebrüll mischte sich ein deutsches „Hurra!“

Und jetzt könnte es noch einmal sieghaft und niederzwingend. Annelies bebt an allen Gliedern, konnten das die Ketter sein, die gestern hier waren? Kam der Geliebte? War er ihr nahe?

Sie vergaß alle Vorsicht, trotzdem Timotheus sich an ihren Rock hing um sie zurückzuhalten, eilte sie an das nicht verbarrikadierte Fenster. Sie mußte deutlich sehen, mußte sich überzeugen, wer die Ketter waren, die kamen!

Die Herero hatten das deutsche Hurra auch gehört, sie stuzten, wandten sich vom Hause ab und den anstürmenden Reitern zu.

Einen Augenblick noch, dann war auf dem Platz vor dem Hause ein wirres Durcheinander von Schwarzen und Reitern. Schüsse knallten, Rufe tönten, es war ein verzweifelter Handgemenge.

„Da — da!“ Timotheus hatte alle Angst vergessen und stand, das Gewehr schußgerecht, am Fenster; jetzt hatte er Unteroffizier Lund erkannt und zeigte auf ihn.

Annelies, treibeweiß, mit fest geschlossenen Lippen, nickte stumm, ihre Augen hingen einzig und allein an dem geliebten Mann.

„Mei Mißi, fall it stiet?“ Annelies wehrte. „Nein, Mein! Sie sind ja wie ein Knäuel zusammen, du könntest einen der Unseren treffen!“



„Die Hereros nu Allmann auf die Dütnant,“ rief der Bambuse.

„Den läßt der Hans nicht im Stich! Da! — da!“ Annelies sah, wie Lund sich in das dicke Gewühl stürzte, zur Rettung seines Leutnants.

„Oh — oh — mein Missi sein Düttschmann,“ jammerte Timotheus. Annelies erbehte.

„Sie haben dem Hans das Gewehr zerschmettert! So helfe mir Gott!“ Sie hatte ihr Gewehr angelegt und drückte den Schuß ab auf den Schwarzen, der sich eben auf den Waffenlosen stürzen wollte.“

Als der Schuß aufblühte, taumelte sie zurück und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Was war geschehen? Wen hatte ihr Schuß getroffen?

„Gebrop! Gebrop! Mei Missi hat sein Düttschmann gerettet!“ jubelte neben ihr Timotheus.

Ganz verstört blickte das Mädchen hinaus. „Wirklich? Wirklich?“ murmelte sie. Große Tränen standen in ihren Augen. „Herr Gott, ich danke dir!“

Vor dem Hause hatte sich das Bild ganz verändert. Leutnant Wilbert, Unteroffizier Lund und ein paar Reiter waren den anderen vorangeeilt und hatten einige Minuten früher als die anderen die Farm erreicht. Jetzt waren auch die anderen nachgekommen, und die Hereros, so von zwei Seiten angegriffen, stoben mit wildem Wutgeheul nach allen Seiten auseinander. Schüsse sausten ihnen nach.

War das ein Wiedersehen, als die Wendelows mit dem Offizier und Lund, zu Anneliese kamen!

Timotheus sprang auf einem Bein im Zimmer umher. „Nix mehr skiet! Herero lop! lop!“

Annelies drückte ihren Kopf an die Brust des Unteroffiziers. „Und du bist unbeschadet?“ fragte sie wieder und wieder und betastete ihn ängstlich.

„Ja, mein Mädel,“ antwortete er. „Gott hat mich behütet! Beinahe wär's um mich geschehen gewesen, sie bedrängten mich hart, und ich war waffenlos; da rettete mich ein wohl gezielter Schuß.“

Timotheus hatte sich herangebrängt: „Mei Missi da skiet!“ Er reckte sich so stolz, als ob er der glückliche Schütze gewesen wäre.

„Du, mein Mädel, du?“ Der Unteroffizier sah ihr glücklich in die strahlenden Augen.

Leutnant Wilbert trat an die Weiben heran. „Wohl uns, daß hier auch das Weib die Waffen zu führen weiß, wenn es not tut. Wir Deutsche stehen fest zusammen, jung und alt, Mann und Weib.“

Der alte Wendelow hatte mit seinen Söhnen eine kurze Zwiesprach geführt, jetzt wandte er sich an den Offizier.

„Herr von Wilbert,“ sagte er, „wir sind entschlossen, Carlshorst jetzt zu verlassen, halten können wir es doch nicht allein. Wir werden, wie es uns schon längst angedenken war, mit unserem Vieh nach Otavi trecken. Die Annelies und ich bleiben da, zu tun wird's schon für uns geben. Wenn's hier wieder ruhiger wird, kriegen wir vielleicht eine Besatzung mit, und dann gehe ich nach Carlshorst zurück. Die beiden Söhne — nun Herr Leutnant, die wollen sich als Kriegsfreiwillige melden.“

Karl Friedrich hielt den Brüdern Wendelow beide Hände hin. „Willkommen, tausendmal Willkommen! Weiß Gott, solche Leute können wir brauchen!“

„Gut und Blut, Leib und Leben für die deutschen Brüder,“ versicherte Fritz jubelnd und Kurt gelobte mit festem Händedruck. „Wir werden auch unseren Mann stehen.“

Timotheus schwenkte sein Gewehr. „Bambuse ol! It fall Bambuse bleibe bei Mister und auch die Gewehr kriege.“

Ein Schwarzer drängte sich jetzt vor. „Samuel of Kurasch, of bei die Mister Liebe.“

Der Offizier legte dem Schwarzen die Hand auf die Schulter. „Den müßt ihr jedenfalls auch mitnehmen, denn diesem Braven verbannt ihr viel. Er hat sich nach dem ersten Ueberfall weggeschlichen, sich auf ein Pferd geworfen und uns herangeholt.“

Samuels schwarzer Wollkopf nickte sehr vergnügt. Er war entschieden stolz auf das Lob.

Karl Friedrich atmete tief und frohgemut. Was er diese Tage durchlebt, hatte ihn bewegt und ihn zugleich mit freudigem Stolz auf seine deutschen Brüder erfüllt.

„Meine Reiter sollen Ihnen helfen, alles zu packen und fortzuschaffen,“ befahl er. „Wir halten zusammen, wir Deutsche, und geht's auch durch Kampf und Not, treu bis zuleht! Auf denn, nach Otabi!“

## 11. Feldpost.

„Paradiesisch ist das Fleckchen Erde hier,“ meinte Unteroffizier Lund, als er am nächsten Tage mit Annelies in Otabi war und sich an der so lieblichen Dase in dem Dornenlande erfreute.

Aber hatte auch in Wirklichkeit hier die Natur dies Stückchen Land mit besonderen Reizen geschmückt, was den beiden den Aufenthalt hier so „paradiesisch“ erscheinen ließ, war doch nur das glückselige Beisammensein. Ging es nun auch morgen wieder auseinander, sie wußten es doch und hielten fest daran, daß nichts ihre Herzen trennen konnte.

Feldpost wurde erwartet, dieser heiß ersehnte, wichtige Augenblick in dem Kriegerleben, den nur der ganz ver-

stehen kann, der dies Entbehren, Hoffen und Bangen, Jubeln und Enttäuschtsein bei der Ankunft der Feldpost selbst einmal durchgemacht hat.

Heute wurde dem Unteroffizier das Warten nicht so lang wie sonst, aber einem, dem wurde es schier unerträglich, daß die angemeldete Feldpost noch nicht da war, das war Freiherr Karl Friedrich von Wilbert. Das sonnige Glück seines Unteroffiziers hatte seine Sehnsucht nach einem verheißungsvollen Wort von Erika wieder doppelt entflammt und in verzehrender Ungebulb verlangte er nach Nachricht von ihr.

Und sie kam — nur ein kurzer Brief, aber er genügte, um Karl Friedrich den Sonnenstrahl zu bringen, nach dem sein Herz verlangte. Erika schrieb:

Carlo, lieber Carlo!

„Kannst Du mir verzeihen, daß ich in kindischer Selbstsucht Dich so quälte? Ich wollte Dich festhalten um jeden Preis, und darüber vergaß ich alles andere. Aber ich wurde ganz klein, ganz bemüht, so kam ich damals aufs Schiff. Als ich das alles mit euch erlebte, kam noch etwas anderes über mich, da war ich stolz auf meinen Helben, da jubelte und weinte ich zugleich in dem Gedanken, daß Du, mein Vielgeliebter, an die eigenwillige Erika Dein Herz gehangen hattest und sie zu Deiner Braut haben wolltest.“

„So nimm mich denn hin als Deine Braut, habe Geduld mit mir und laß Dir sagen, daß ich Dich ganz unbefreiblich liebe. Ich denke Dein früh und spät und bete, daß Gott Dich behüte.“

„Die Eltern wissen alles, sie meinten, ich hätte mich sehr körricht benommen und mich selbst um ein paar glückliche Wochen gebracht. — Ach, sie haben ja nur zu recht! Aber nun soll's auch alle Welt wissen, daß ich Dein bin, unerbürdlich Dein. Gib Antwort, sobald Du kannst,

dann wird der Vater in der richtigen Form unsere Verlobung veröffentlichen. Behüte Dich Gott, Du Herzensschatz! Ich liebe Dich innig — innig." Deine Erika.

Eine halbe Stunde später suchte Wilbert das Brautpaar auf. „Unteroffizier Lund, jetzt möchte ich von Ihnen beiden einen Glückwunsch haben zu meiner Verlobung.“

Die beiden sahen ihn einen Augenblick ganz verduht an, und Karl Friedrich fuhr fröhlich fort: „Der Kolonne, die morgen zurückmarschirt, habe ich eine Depesche mitgegeben, damit in der Heimat unsere Verlobung veröffentlicht werden kann.“

Jetzt war Lund die Geschichte klar geworden. — Feldpost — Heimat — kombinierte er. „Mit Verlaub, Herr Leutnant, ist das die mit dem Lieb — wenn i wiebrum komm, dann muß die Hochzeit sein?“

Und als sein Leutnant das lachend zugab, fanden er und seine Annelies dann auch die richtigen Worte zu einem warmen Herzensglückwunsch.

„Nun wohlauß, Lund,“ sagte der junge Offizier, und legte seinem Unteroffizier die Hand auf die Schulter. „Wir zwei haben uns im Kriege die Braut gewonnen, aber das macht nicht weichlich, nur freudiger. Wir wissen, nun begleitet uns unser Liebsteß im Geiste mit hinaus. Da wollen wir jetzt beweisen, daß wir zu kämpfen wissen und Treue halten können.“

„Bis in den Tod,“ murmelte Hans Lund und drückte Anneliesens Hand.

## Inhalt.

	Seite
1. In Farm Karlsborst . . . . .	5
2. Schlimme Botschaft . . . . .	16
3. Bei den Leibhufaren in Langfuhr . . . . .	26
4. Der Entschluß wird ausgeführt . . . . .	47
5. Ade, Lieb Heimatland . . . . .	65
6. Nach Swakopmund . . . . .	87
7. Über das Gefecht bei Oukokorero und Otjihinamparero . . . . .	98
8. Es geht vorwärts . . . . .	119
9. Unerwartetes Wiedersehen . . . . .	128
10. Hilfe in der Not . . . . .	189
11. Feldpost . . . . .	148

Verlag von J. F. Steinkopf in Stuttgart.

**Grube, N. W., Bilder und Scenen aus dem Natur  
und Menschenleben in den fünf Hauptteilen der  
Erde. Nach vorzüglichsten Reisebeschreibungen für die  
Jugend ausgewählt und bearbeitet. 8. Aufl., bearbeitet  
von Schulrat Dr. L. Frohnmeyer u. Prälat F. Frohnmeyer. I. Asien und Australien. II. Afrika.  
III. Europa. IV. Amerika.**

Jeder Band gebunden in Leinwand M 3. —

Grube ist ein Meister in der erzählenden Erdkunde. Was er hier bietet, sind die interessantesten und bezeichnendsten Eigen-  
thümlichkeiten der fünf Erdteile und ihrer Länder nach dem engen  
Zusammenhang des Menschen- und des Naturlebens. Das  
Buch enthält auserlesene Musterstücke aus prachtvollen Reise-  
beschreibungen der hervorragendsten Entdecker, Reisenden und  
Naturforscher. Der Leser wird da bekannt mit den Erlebnissen  
derselben zu Wasser und zu Land, im eisigen Nord wie im  
glühenden Süd, mit ihren Gefahren, Jagden und Kämpfen, eben-  
so mit fremden Städte, Meeren, Bergen und Tiefen, sowie mit  
ihren Bewohnern, Sitten und Erzeugnissen. So erhalten Ver-  
stand und Phantasie reichliche Nahrung durch klare, durchsichtige  
und bei aller Kürze doch abgerundete Bilder. Wieviel Anklang  
die wertvolle Schrift bis jetzt gefunden, beweist die achte Auflage.

**Grube, N. W., Naturbilder. 15 Bändchen, kart. à 75 S.**

1. Bändch.: Geschichte eines Wassertropfens. Bernstein. Koralle. Fichte.  
Palme. Gogole. Jaf. 2. Bändch.: Gold. Eisen. Steintohle. Diamant.  
3. Bändch.: Leben des Bleis. Silber. Kupfer und Zinn. Roggenkorn. Weizen.  
Korn. Honigbiene. 4. Bändch.: Elche. Alche. Kuckuck. Nachtigall. Eichhörnchen.  
Echse. 5. Bändch.: Elefant. Walfisch. Strauß. Giraffe. Krokodil.  
Wilde. Löwe und Tiger. 6. Bändch.: Schnee. Gewitter. St. Elmsfeuer.  
7. Bändch.: Die Stürmungen des Rufmeers. Luftfahrten. Die Stürmungen  
des Meeres. Ebbe und Flut. Die Sturmflut der Ostsee 1872. 8. Bändch.:  
Wambus. Birke. Weib. Nachsteige. Sperling. Staar. Hund. Kage.  
Bleie. Dromedar. Känguruh. 9. Bändch.: Reis. Mohr und Oplum. Ge-  
wächspflanzen. Kofsalz. Dering. Thunfisch. Schaf. Hund. 10. Bändch.:  
Granit. Vulkan und Erdbeben. 11. Bändch.: Flußfisch. Schwan. Schild-  
kröte. Lotus. Pandanus. Quecksilber. Leben des Sauerstoffes. 12. Bändch.:  
Werb. Wolf. Goldadler. Haselstaube. Walnußbaum. Kirschbaum. 13. Bändch.:  
Affe. Papagei. Paradiesvogel. Schlangen. Termiten. Ameisenbrot. Ein-  
tagfliege. Splint. 14. Bändch.: Rose. Delbaum. Mais. Hahn und Huhn.  
Seehund. Walross. Silber. Murmeltier. Kameel. Einhorn. 15. Bändch.:  
Von Sonne, Mond und Sternen. Mit Abbildungen.  
Naturschilderungen voll Sachkenntnis und Anmut der  
Darstellung.